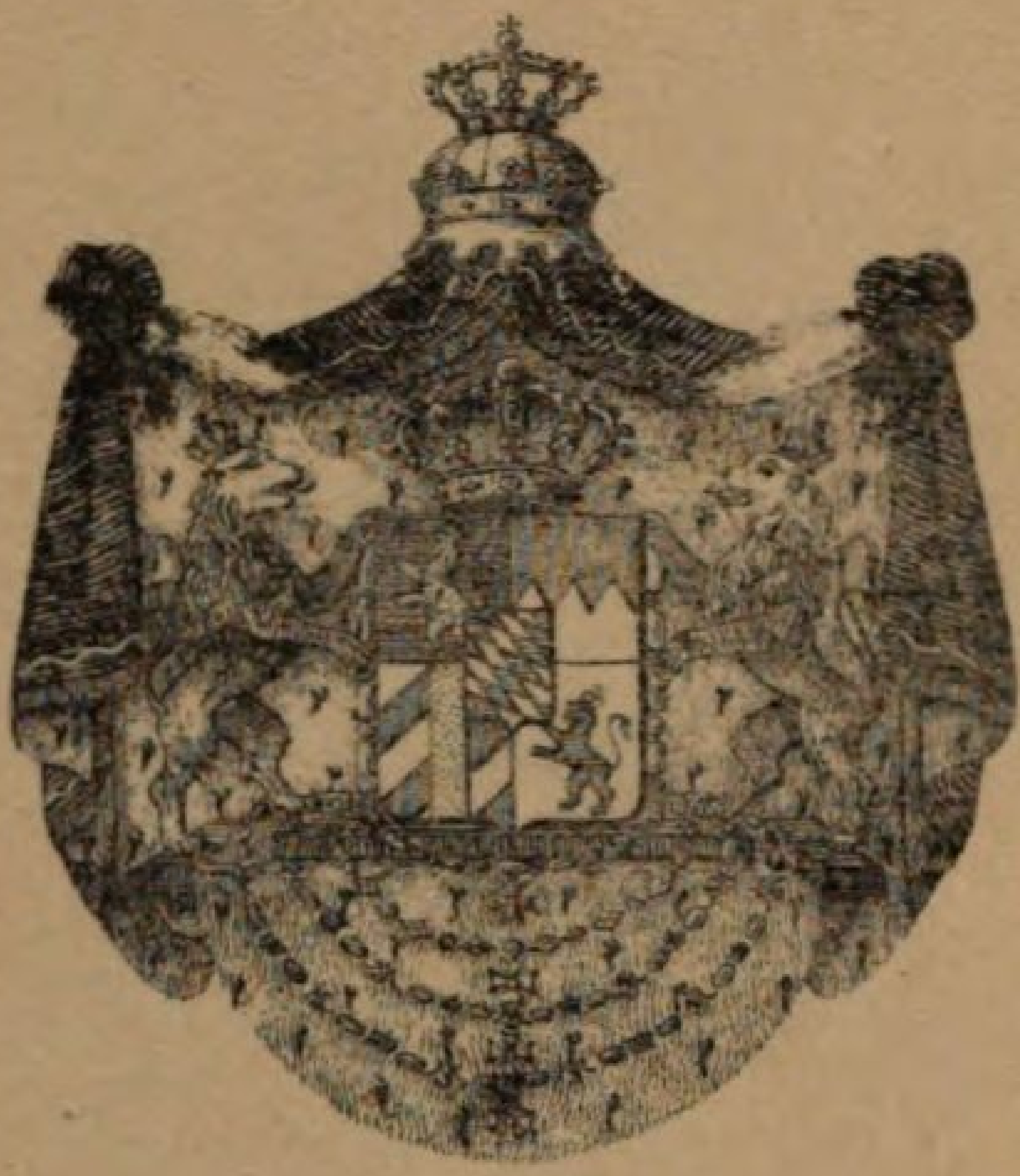
Paed. Pr.
267.

Paed. Pr. 267

Bauer



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

C. Glocker inv.　　Kunst- u. geogr. Anstalt, Serz & Cie Nürnberg.

Dankbarkeit.

Verlag von Lampart & Comp in Augsburg.

Maienglöcklein.

Der christlichen Jugend gepflückt

von

Anton Bauer.

Durchgesehen und mit einem Vorwort begleitet

vom Verfasser

von

„Pater Edmunds Erzählungen und Volkssagen.“

Mit einem Stahlstich.

Augsburg, 1843.

Verlag von Lampart & Comp.

146. 13.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

„Maienglöcklein" heissen die nachfolgenden Sagen und Erzählungen, des Frühlings holde Kinder, so auch des jugendlichen Verfassers frühe Geistesblüthen. Wie die Maienglöcklein im stillen Schatten gedeihen, so sind auch diese Sagen und Erzählungen die bescheidenen Blüthenknospen eines aufstrebenden Geistes, der oft in jugendlicher Fülle übersprudelt. Sein Gemüth erfaßt die Gedanken mit schnell aufloderndem Feuer; darum möchte wohl manches nicht Jedermann zusagen.

Sagen und Erzählungen — die folgenden zumeist dem Morgenlande entnommen — beschäftigen die Einbildungskraft der Kinder und der erwachsenen Jugend auf eine vortheilhafte Weise, und ihr Stoff reicht der Belehrung freundlich die Hand. Das Wunderbare und Unerklärliche spielt in der Kinderwelt eine Haupt-

rolle. Ist ja dem Erwachsenen, selbst dem Denker von Profession, viel des Räthselhaften schon vorgekommen; und wie viel bleibt ihm noch des Geheimnißvollen im Leben, wie in der Natur! Sagen und wunderbare Erzählungen wecken wohl auch die Sehnsucht nach dem Bessern, ohne deßhalb mit seinen eigenen, jetzigen, vielleicht eben nicht den angenehmsten Verhältnissen unzufrieden zu machen; sie schärfen den Forschungsgeist der thätigen Jugend nach dem Zwecke der Sage oder der Erzählung; denn sie merkt ja zu bald, daß das Gelesene nicht wohl in der Wirklichkeit stattgefunden, und eben darum wohl etwas Anderes zu bedeuten habe.

Es kann nicht meine Absicht sein, über Sagen und Erzählungen, die unter sich eine bedeutende Verschiedenheit und doch minder ziemliche Verschwandtschaft darbieten, eine gelehrte Abhandlung zu schreiben; sondern nur die nachfolgende Reihe von Sagen und Erzählungen nicht ohne alle Geleit- und Begleitschaft in die Lesewelt hinauszustossen, gleich als ob sie krüppelhafte, der Gesellschaft nur lästig fallende Bastarde seien. Möchten dieselben mit Nachsicht und Wohlwollen aufgenommen werden, als eine freundliche Gabe der Jugend zumal

zur Unterhaltung und Belehrung mit liebendem Sinne dargereicht. Ein Sträußchen Maienglöcklein — wer möchte es zurückweisen, wenn ein freundliches Auge und eine geschäftige Hand es pflückt und anbietet?

Doch — wir haben schon so viele, fast unzählige, rechte und schlechte Jugendschriften, wozu eine neue? bloß um eine neue zu haben? Dann ist das Büchlein zum wenigsten überflüssig? Flickt und pfuscht doch heut zu Tag alle Welt Jugendschriften, als ob unsere Jugend bloß nur des Lesens willen auf der Welt wäre. So höre ich manchen räsoniren; ob mit Recht oder Unrecht? — Ich fühle mich nicht zum Schiedsrichteramte berufen, so wenig als zur Advokatur! Nur möchte ich bitten um ein wenig Geduld und um christliche Nachsicht. Lies, prüfe, dann urtheile. Und fällt dein Urtheil ganz ungünstig aus: ich und der Verfasser des verurtheilten Büchleins wollen uns dann gerne bescheiden, aus der Autorenwelt d. h. aus dem Kreise der Jugendschriftsteller als untaugliche Leute in die ewige Einsamkeit und Verborgenheit zurücktreten und unsre Zeit vernünftiger anwenden, um jenseits doch einen gnädigen Richter zu finden. Was uns aber bei diesem fehlgeschlagenen Versuche zur Beruhigung die-

nen müßte, ist das Bewußtsein, wenigstens das Gute gewollt und angestrebt zu haben. Wollen und Vollbringen sind nicht immer beisammen.

Und somit lieber Leser, dich und uns Gott empfohlen!

H...t den 19. April 1842.

Der Verfasser
von Pater Edmunds Erzählungen und Volkssagen.

Der Hirtenstab.

An einem See, unfern Damaskus, dessen jenseitiges Ufer steinig und steil war, weidete ein Schäfer, Sarub, besonders gerne seine Heerde. Im Schatten großer Silberpappeln sang er seine einfachen Lieder, blies seine kunstlosen Weisen auf der selbstgefertigten Flöte und schnitzelte aus hartem Holze künstliche Stäbe und andere Kleinigkeiten. Seine Schaafe aber weideten auf der dießseitigen Ebene oder auf den jenseitigen Anhöhen, die wohl rauh und voll Felsen waren, aber doch auch manche wohlschmeckende Gräschen und Kräutchen hervorbrachten; aus des Sees klarem Wasser trank Hirt und Heerde. — Und so weidete der gute Schäfer seine Schäflein immer an dem schönen See und er und die weidenden Thiere kannten jede Stelle an den Ufern desselben.

Einsmalen saß der Hirte an einem schattigen Platze auf felsigem Ufer und schnitzelte einen schönen, zierlichen Hirtenstab vollends fertig. Aus des Sees kesselartigem Felsenufer floß hier in die Tiefe mit angenehmem Gemurmel ein Bach voll des klarsten Wassers und verschwand dann unter dem Gesteine. Hier hatte sich für dießmal der Hirte seinen Ruheplatz erkoren und schon hatte er den künstlichen Stab

fertig, als er ihm, der sein mühsames Werk mit so viel Wohlgefallen besah, aus den Händen glitschte und in die Tiefe fiel. Das aus dem See strömende Wasser führte ihn mit sich fort unter die Erde. — Erbost über diesen widrigen Zufall beschloß der Hirte im ersten Rachegefühl des Sees Wasser diesen Ausgang zu verstopfen, da es ihm seinen schönen Stab entführt hatte. Mit vieler Mühe gelang es ihm und es floß das Wasser nicht mehr aus der Oeffnung.

Es vergingen einige Jahre, der Hirte that seiner Gewohnheit nach, weidete, sang, blies und schnitzete an dem See; da kamen nach Damaskus Gesandte aus fernen Persischen Landen, die einen Hirtenstab mit sich führten, durch Ausrufer den Anlaß, warum sie nach Damaskus gekommen wären, verkünden ließen, und demjenigen, welcher ihnen Hülfe bringen könnte, die Hand der einzigen Tochter ihres Königs und die Hälfte seines Reiches versprachen.

In dem Lande derselben war nämlich eine große Hitze eingetreten, die alle Brunnen und Zisternen austrocknete und alle Pflanzen versengte; dazu kam noch, daß ihr einziger Fluß austrocknete und so ein völliger Wassermangel eintrat. Der König ließ zwar alle Weisen seines Landes zusammen kommen, um von ihnen Hülfe zu erlangen, aber keiner wußte weder Rath noch Hülfe. Da trat ein Mann aus dem Volke hervor, nur wenige graue Härchen hingen an seinem kahlen Scheitel, aber an Erfahrungen reicher, denn an Haaren. „König,“ sprach er,

„schicke Gesandte ab, die den Lauf des Flußes hinaufgehen bis dahin, wo sie etwa den Ursprung der Quelle des Flußes finden. Jenen Stab, den das letzte Wasser des Flußes mit sich geführt hatte, gieb ihnen mit; er kann vielleicht Nutzen leisten, besonders da fremde, uns unbekannte Zeichen auf ihm eingegraben sind, und daher aus einem fernen Lande hergekommen sein muß.“ — So sprach der Alte. Der König aber stieg von seinem Throne herab und führte den weisen Rathgeber hinauf. „Die Hand meines einzigen Kindes und die Hälfte meines Königreiches sei dem geboten,“ sprach der König, nachdem er die weisesten seiner Rathgeber zu Gesandten auserlesen hatte, „alle Ehre und Macht soll derjenige erhalten, der macht, daß uns der einzige Fluß ferner wieder Wasser bringe.“ — Hierauf reis'ten die Abgesandten ab und kamen endlich in die Gegend von Damaskus, wo sich aber das Beet des Stromes mit Wasser aus felsigen Boden entspringend, gefüllt hatte. Rathlos zogen sie nun nach Damaskus, allwo sie den Zweck ihrer Sendung ausrufen ließen.

Auch Sarub hörte den Ausrufer. Da er seinen verlorenen Stab wieder erkannt hatte, sah er ein, daß die Quelle jenes Flußes keine andere sein könnte als die von ihm verstopfte Oeffnung im Kessel des Sees und es that ihm nur einerseits leid, durch eine so absichtslose That so großes Unheil angerichtet zu haben; anderseits glaubte er aber doch auch den Wink des Glückes nicht verachten zu dürfen. Deßhalb ging er zu den Gesandten und sprach zu ihnen:

„Kehret nach Hause; noch ehe ihr dort anlanget, wird wiederum Wasser das Beet eures Flußes füllen.“

Und Sarub ging hin an den See, rieß die Steine aus der Oeffnung und lustig drang das Wasser durch, die schon lange vermißte Bahn wieder suchend. Der Hirte aber hütete nur mehr ein Jahr an dem See; denn bald kamen neue persische Gesandte, die Sarub mit sich nahmen, und ihn zu ihrem Könige machten.

Wie deutlich zeigt uns diese einfache Sage, daß oft das kleinste sowie das größte Uebel zu unserm frühern oder spätern Wohle und Besten gereicht! Darum Vertrauen auf Denjenigen, der die Geschicke der Menschen mit weiser Vaterhand leitet. Klaget nicht ihr Menschenkinder, wenn euch ein Unglück begegnet — die Hand des Herrn ist über euch und führet euch, wenn nicht zum irdischen Glück, doch zu einem bessern Jenseits!

Bruderliebe.

[illegible] noch [illegible], noch ehe ihr Herz anfangt, [illegible] das Bett eures [illegible] decken.

Die Mutter ging hin an den See, [illegible] und lustig brauste das Wasser [illegible] langvermißte Sohn wieder [illegible] nur mehr ein Jahr [illegible] [illegible] Ge- [illegible], und ihn zu [illegible]

[illegible] daß [illegible] unsern [illegible] am Leben gereicht! [illegible] der die Geschicke [illegible] euch ihr Menschenkinder, wenn euch ein Unglück begegnet — die Hand des Herrn ist über euch und führet euch, wenn nicht zum irdischen Glück, doch zu einem bessern Jenseits!

Nicht weit von Jerusalem liegt ein großer und ausgedehnter Hügel, dessen geräumige Oberfläche Ueberreste von Mauern, Stein und Gewölbe bedecket. Hier soll der Sage nach der Tempel Jehovas, den Salomon erbaut hatte, gestanden sein. Mag nun die historische Wahrheit davon dargethan oder widerlegt werden, die hier mitgetheilte Sage ist zu schön, als daß man Umstände, die hier nichts zur Sache thun, nicht übersehen dürfte.

Dieser Hügel nun war das Eigenthum zweier Brüder, von denen der eine Ahram, der andere Harub heißen mag. Ahram, der ältere, war bereits verheirathet und hatte schon dreifache Mehrung seines Familienstandes; drei liebe Kinder hatte ihm Gott geschenkt und er zog dieselben zur Frömmigkeit heran.

Harub, der jüngere Bruder, war allein und hatte noch kein Weib. Unverdrossen arbeitete er den ganzen Tag, vom frühen Morgen bis in den späten Abend. Beide Brüder hatten nichts Anderes im Besitz, als diesen Hügel und an dem Fuße desselben zwei schlechte Hütten, die von einander abgesondert

und etwas entfernt von einander lagen. Mit der innigsten Liebe waren die Brüder zu einander begabt und die Furcht, er möchte dem Weibe Abrams ihres Gatten Liebe entziehen, bewog Harub, seinen Bruder nur selten zu sehen.

Die Aerntezeit war nun gekommen. Goldene und fruchtschwere Aehren waren von der kräftigen Sonne zur Reife gebracht. Lieder der Schnitter und Schnitterinen tönten in die Luft zu den befiederten Sängern. Auch Harub und Abram waren hinausgegangen und jeder schnitt mit Freuden die Ergebnisse seines Fleißes und band die schweren Kornähren in Garben. Abram halfen Weib und ein schon zur Arbeit sich anschickender Knabe die goldenen Aehren sammeln. Harub war aber nur allein und arbeitete stille und emsig fort.

Als nun die Aernteärbeit vollendet war, und das Getreide der Heimfahrt wartete, dachte Harub in der folgenden Nacht, als er die müden Glieder auf das Lager, hingestreckt hatte der Gott unserer Väter hat mir Ueberfluß in diesem Jahre gegeben, mein Bruder hat gerade so viel, als ich; er aber ist nicht allein, er hat Weib und Kind und braucht also mehr als ich. Ich will hingehen und zwölf Garben von den Meinen zu den seinigen legen; damit er, wenn böse Zeiten kommen würden, nicht Noth leiden darf. Und wie gedacht, so gethan Harub ging hinaus auf das Feld und trug zu seines Bruders Garben zwölfe der seinigen. Und froh mit sich selbst kehrte er heim und schlief in süßem Bewußtsein einer guten That sanft ein.

Auch Abram, der ältere Bruder, dachte in der nämlichen Nacht: mein Bruder ist allein und muß sich allein mit der nämlichen Arbeit abmühen, die ich mit Hilfe meines Weibes verrichten kann. Er wird vielleicht einmal seiner Schwermuth entsagen und sich mit einem Weibe zusammengesellen. Dessenwegen, damit er dann nicht Mangel leide, will ich hinausgehen und zwölf meiner Korngarben heimlich zu den seinigen legen. Wie gedacht, also gethan. Während Harub heimgegangen war, schlich sich sein Bruder Abram auf das Feld und verrichtete die schöne That seiner Bruderliebe.

Aber wie staunten beide Brüder bei sich, als sie am andern Tage bemerkten, daß die Zahl ihrer Garben noch immer die nämliche sei, da doch jeder sich bewußt war, zwölf Garben von den seinigen weggetragen zu haben.

In der nächsten Nacht wiederholten beide wiederum diese rührende Handlung ihrer gegenseitigen Liebe; allein am darauffolgenden Tage sahen sie beide ihre Absicht wieder nicht erreicht. Nochmal beschloßen sie, ihrer Liebe und ihrem Edelsinne Folge zu leisten und zugleich zu spähen, ob nicht ein Dritter ihrem Willen entgegenhandle und ihre Absichten vereitle.

Und beide machten sich auf den Weg in einer schönen, mondhellen Nacht. Die Sterne schimmerten am blauen Himmelsgewölbe, die ganze Erde lag in Schlummer, und heilige Stille hatte sich überall verbreitet. Es war ein heiliger Moment, in welchem Jehova und seine Engel herunterblickten auf

den kleinen Fleck der Erde, auf der beiden Brüder Besitzthum.

Gegenseitig ertappten nun Abram und Harub sich auf der That. Gegenseitige Betroffenheit ließ sie auf einen Augenblick verstummen; dann aber fielen sie sich in die Arme und Abram nahm dem willigen Bruder das Versprechen ab, seiner düstern Schwermuth zu entsagen und ein Weib zu nehmen.

Heiliger Schauder überfiel beide und Harub sprach: „Laß uns hier dem Gott unserer Väter ein Opfer bringen und ihn fortan hier anbeten, denn er ist in unserer Nähe.

In Folge der Zeit bestimmte aber der königliche Sänger David diesen durch Tradition bekannten Ort, um den Tempel Gottes darauf zu bauen. Salomon, der Weise, baute dem Wunsche seines Vaters gemäß hier einen prächtigen Tempel zu Ehren des Gottes des israelischen Volkes.

Nun aber, da Jehova die Mörder seines Sohnes und ihres Messias bestrafte, wollte er nicht mehr von ihnen in jenem Tempel angebeten werden. Schutt und Trümmer decken jetzt die fromme Stelle schönster Bruderliebe.

Die drei Wünsche.

Auf der traulichen Ofenbank in einem kleinen und niedern, aber sehr reinlichen Stübchen saßen Martin und Liese, ein armes Taglöhnerpaar, ausruhend von den Mühen der vergangenen Woche. Unter traulichem Zwiegespräche verplauderten sie nun den Abend und dachten nicht mehr an die harten Tage, die ihnen der arge Winter gebracht hatte. Ein reicher Mann hatte die Dürftigen mit verschiedenen Kleinigkeiten beschenkt, die in ihrem Hauswesen eine bedeutende Verbesserung ausmachten.

„Ach, wie gut haben es doch," sprach Martin zu seinem Weibe, „die reichen Leute, die nach der Arbeit in die warme Stube sitzen dürfen. Wenn es nur noch solche Zeiten gäbe, wo Geister armen Leuten aus der Noth halfen."

„Ja, denkst du noch an jenen Holzhacker," erwiderte Liese, der von dem Waldgeiste verlangte, daß alles Gold werden solle, was er berühre?"

„Ha, so dumm wäre ich nicht; der arme Taglöhner mußte elendiglich umkommen, denn was er zu sich nehmen wollte, das Brod, wie das Wasser wurde zu reinem Golde. Ich wollte es schon schlauer angehen, o, daß es nur noch solche gute Geister

gäbe, dann würde sich doch gewiß einer oder der andere über uns erbarmen, die wir uns so sehr abmühen und plagen müssen."

Und kaum hatte Martin ausgeredet, so verbreitete sich ein leichter Schein in dem kleinen Stübchen, lieblicher Duft erfüllte es und vor dem erschrockenen Paare stand ein blondgelocktes, liebliches Kind, das also sprach:

„Drei Wünsche sind's, die ich gewähre;
Doch wählet klug und mit Bedacht,
Und denkt dabei der alten Lehre,
Viel besser vor, als nachgedacht."

Nach diesen Worten verschwand es wieder. Martin und Elise aber konnten erst nach einer langen Pause, in welcher sie kaum zu athmen wagten, zu Wort kommen. Ausbrüche der Freude entflossen ihren Lippen und sie beschlossen alsogleich sich über die Wünsche zu berathen.

Reichthum, Ansehen und langes Leben, meinte Martin, wären die gescheidesten Wünsche. Aber Elise stritt wider dieselben. „Wenn du noch so reich bist, sprach sie, und noch so angesehen, so kannst du krank, unzufrieden und elend sein und mußt dieses gerade recht lange ertragen, weil du dir langes Leben noch wünschest. Ich will dir darüber nicht noch mehreres sagen, du kannst ein so schreckliches Leben an manchem reichen Manne sehen. Fortwährende Gesundheit, Zufriedenheit und etwas Reichthum wäre wohl besser."

„Ja daß du einen Tag reich wärest und sammt deiner Gesundheit und Zufriedenheit am andern Tag

im Grabe lägest, wenn du nicht langes Leben dir wünschest."

Schlafen wir darüber, schlug Elise vor, und legte noch ein paar Scheiter auf die Kohlen und brachte das weisse Brod und den Krug Halbbier hervor, um sich heute einmal recht gütlich zu thun; denn Morgen waren sie ja reich, und hatten Alles, was sie wünschten, im Ueberfluß.

„O daß wir nur ein paar schmackhafte Würste zu unserm Brod und Bier hätten," sprach die Stille unterbrechend Elise. Und, husch! lag ein schönes paar Würste auf dem Tische. Beide erschracken, denn sie hatten nun ja einen Wunsch schon vergeudet. Und zornig sprach Martin: „Daß dir doch die Würste an der Nase hiengen!" — Und im Nu waren die Würste an der Nase der guten Elise und alle ihre Bemühungen, dieselben wiederum wegzubringen, waren fruchtlos und vergeblich. Der zweite Wunsch war nun auch dahin. Und Martin sprach betrübt: „Nun haben wir noch einen Wunsch übrig; wünschen wir uns darum Reichthum, und ich lasse dir über deine Würste ein goldenes Futteral machen."

Allein Elise ließ sich durch nichts bewegen, in den Wunsch Martins einzustimmen, sondern sie bestand fest darauf, daß die Würste von ihrer Nase weg müßten, und dazu war kein anderes Mittel, als von dem dritten Wunsche Gebrauch zu machen, der endlich auch herhalten mußte.

Sie verzehrten nun die verhängnißvollen Würste und Elise sprach zu dem traurigen Martin:

„Der kleine Geist hat uns durch diese Wünsche eine sehr schöne Lehre gegeben. Jedermann soll mit seiner Lage zufrieden sein. Denn wie viele Menschen giebt es nicht, die viel unglücklicher sind als wir, die obdachlos umherirren und Hunger und Durst ertragen müssen."

„Ja," fiel der kleinmüthig gewordene Martin ein, „ja warum giebt es denn nicht lauter glückliche, reiche Leute?"

„O, du dummer Mensch," fiel ihm die verständige Elise ins Wort," wie könnte denn da die Welt bestehen. Würdest du zum Beispiel Holz machen, wenn du reich wärest?"

„Gewiß nicht," sagte Martin, „ich würde essen, trinken, schlafen und mir manches andere Vergnügen verschaffen."

„So, du Thor," erwiederte Elise, „wer verrichtete dann die Arbeit, wer würde kochen und das andere, was wir zum Leben brauchen bereiten."

„Ach," rief Martin ärgerlich aus, „könnte nicht ich reich sein, daß ich auch des Lebens ein wenig froh werden könnte. Nur alle Monat einen Tag möchte ich reich sein."

„Versündige dich nicht," erwiederte das Weib, „versündige dich nicht. Siehe, lieber Martin, man soll mit seinem Geschicke zufrieden sein, denn es giebt Leute, die es noch viel schlechter haben. Wir langen zur Nothdurft aus, wir essen täglich satt, und wenn auch manchmal ein Leiden über uns kommt, so müssen wir es mit Geduld ertragen. Sündlich ist es, den Reichen wegen seiner Reichthümer zu

beneiden, sträfliches Verlangen darnach zu hegen. Was hilft denn dem Reichen sein Geld; was hilft es ihm, wenn er durch dasselbe alle Vergnügungen sich verschaffen kann? Vergänglich und nur von kurzer Dauer ist hienieden Freud und Leid; jenes oft mit einem bleibenden bittern Nachgeschmack, dieses aber verleiht zumeist Gewinn für die Zukunft. Wirst du mir es versprechen, lieber Martin, fuhr sie sodann fort, indem sie Martins Hand ergriff, daß du zufrieden sein willst mit deiner Lage und bedenken wirst, daß der Reiche ob seinem Reichthum und der Gelehrte ob seines Wissens nicht glücklicher daran ist, als du. Alles Irdische ist vergänglich, das Himmlische müssen wir suchen. Jene Reichen und Gelehrten haben kein so angenehmes Leben wie du dir einbildest; sie haben viel Sorge und Kummer, sie treffen schwere Leiden, sie haben größere Verantwortung vor dem Richterstuhle Gottes zu leisten. Merk dir das alte Sprichlein: „Nicht alles ist Gold, was glänzt" — und das andere lautet: „Ein Jeder weiß am besten, wo ihn der Schuh drückt." — Wirst du mir folgen, lieber Martin, und stets dieser Stunde gedenken, in der dieser kleine Geist uns eine so gute Lehre gab?"

Martin versprach es; er sah das Thörichte seines Benehmens ein und sprach zu Elise: „Man sieht dir es an, daß du lesen gelernt hast, denn du sprichst, wie ein Buch. Ich werde zufrieden sein mit meiner Lage und Gott bitten, daß er mir Kräfte und Lust zur Arbeit verleihe, damit wir uns unsre Nahrung verschaffen können."

Die Würste waren aufbewahrt; Martin und Elise lebten noch viele Jahre mit einander und genoßen ein ruhiges Alter, in welchem sie ein dankbarer Sohn zu sich nahm. Martin aber schaukelte oft seine Enkel auf dem Schoose und erzählte den bittenden Kleinen gar oft die Geschichte von dem kleinen Geiste und Elise wußte dazu noch immer verständige Lehren hinzuzufügen.

Dankbarkeit.

Die Fürsten des Morgenlandes besitzen selten in ihren Dienern wahrheitliebende Freunde, da die Willkühr, welche mit ihnen auf dem Throne sitzt, sich über alle Gesetze erhaben dünkt. — Einst herrschte Rostem über Persien, der nur seinen Gelüsten nachjagde. Sein Hof-Juwelier war der angesehenste Mann des Hofes; ihm vertraute er die Erziehung seines Sohnes Narwan, und der edelsteingierige Hofmeister senkte den Geiz in des Jünglings Herz. Ein Jude aus Aleppo brachte eines Tages die herrlichsten Edelsteine in das Serail des Sultans zum Verkaufe; Prinz Narwan bezahlte sie mit einem willkührlich darauf gebotenen Preis und als der Jude sagte, er wolle ihn deßhalb bei dem Sultan verklagen, ließ ihn der Prinz durch seine Sklaven so gewaltig schlagen, daß der Jude unter den Streichen seiner Peiniger starb.

Rostem erfuhr nach einiger Zeit diesen Vorfall; er war gegen den Juwelier Salem sehr aufgebracht und verbannte ihn von seinem Hofe; der Prinz aber wurde in ein entferntes Schloß verwiesen.

Salem entfernte sich und wollte sogleich Rostems Staaten verlassen. Als er in einen Wald gelangte, hatte er das Unglück, in eine Wolfsgrube zu fallen. In dieser Grube befanden sich bereits drei Gefangene; ein Löwe, ein Affe und eine Schlange. Einen

ganzen Tag brachte Salem in Gesellschaft dieser Thiere zu, stets in Furcht von ihnen zerrissen zu werden. Endlich ließ sich am Rande der Grube ein Mensch sehen, der auf seinen Hülferuf einen Strick hinunterließ, um den halb todten Salem zu befreien; aber der Affe war schneller, als Salem, hing sich an den Strick und war von dem Reisenden herausgezogen. Als er die Verwunderung des Fremden über sein unverhofftes Erscheinen sah, sprach er zu ihm:

„Laßt Euch nicht gereuen, mich gerettet zu haben. Die Thiere sind dankbarer als die Menschen, und Ihr werdet wahrhaftig keinen Lohn davon tragen, wenn Ihr dem gefangenen Menschen da unten das Leben rettet; solltet ihr aber meiner Hülfe bedürfen, so rechnet darauf; ich bin am Fuße des nächsten Berges daheim.“

Der Reisende baute gar nicht viel auf die schönen Worte des Affen und senkte den Strick zum zweitenmal in die Wolfsgrube, aber auch dießmal kam der Löwe dem Menschen zuvor und ward aus der Grube herausgezogen, zum Entsetzen des Reisenden. Auch er dankte seinem Retter und versprach, bei Gelegenheit erkenntlich zu sein. Ebenso ging es zum drittenmale mit der Schlange und Salem ward endlich zuletzt herausgeholt. Er überhäufte den Fremden mit Versicherungen seines ewigen Dankes und äusserte in seinen Worten so viel Gefühl für Recht und Religion, daß sich der Reisende glücklich schätzte, einen Weisen vom Tode errettet zu haben. Salem bat seinen Wohlthäter, ihm in seine Wohnung zu folgen, indem er hoffte, durch seine ausser-

ordentliche Geschichte des Sultans Gnade wieder zu erlangen; da der Fremde aber von seinem Reiseziele nicht abweichen konnte, so trennte er sich von ihm unter wiederholten innigen Aeusserungen seiner lebenslänglichen Verpflichtung.

Achmet — so hieß der fremde Reisende — setzte seinen Weg nach Indien fort, machte dort gute Geschäfte und kehrte bereichert mit kostbaren Edelsteinen zurück. Er kam abermals in die Gegend, wo er Salem und die drei Thiere aus der Wolfsgrube gerettet hatte, und das Andenken an diese gute That ergriff ihn an dieser Stelle ganz besonders. Plötzlich sah er sich aber von Räubern überfallen, seiner Schätze beraubt und an einen Baum gebunden, dem furchtbarem Hungertodte in dieser Einöde hingegeben. — In dieser traurigen Lage erfreute ihn der Anblick des Affen, welchen er ein Jahr zuvor aus der Wolfsgrube errettet hatte. Das dankbare Thier zerriß und zernagte bald seine Bande und führte ihn in eine Höhle, wo er mit Früchten seinen Hunger stillte; dann lief der Affe in die Felsengruft, wo Achmets Räuber hausten und nahm allda einen Sack voll Gold und die schönsten Kleider; dieß alles brachte er freudig seinem Wohlthäter, und als sich dieser angekleidet hatte, ging er mit ihm und geleitete ihn aus dem Walde. Sie waren aber noch nicht weit gegangen da trat ihnen ein furchtbarer Löwe in den Weg und sperrte den gewaltigen Rachen gegen sie auf. Achmet schauderte zusammen; aber bald fühlte er sich beruhigt, als der Löwe sich ihm als Denjenigen zu erkennen gab, den er im

verflossenen Jahre gerettet hatte. — Der Löwe ersuchte Achmet ihm in seine Höhle zu folgen, und bat ihn: allda so lange zu verweilen, bis er wieder zurückgekehrt sein würde. Hierauf eilte er davon. — Das Schloß, wohin Prinz Narwan verwiesen war, lag nicht weit von dem Walde entfernt. Dorthin lief der Löwe und als er den Prinzen im Freien lustwandelnd fand, fiel er ihn an und zerriß ihn; seinen äusserst reich mit Juwelen verzierten Turban brachte er dem Achmet zum Geschenke und führte ihn sodann bis in die Nähe der Stadt, in welcher der ehemalige Hof-Juwelier Salem lebte.

Achmet, gerührt von der Dankbarkeit der beiden edlen Thiere, versprach sich von einem Menschen, der ihm ebensoviel Dank schuldig war, noch herzlichere Beweise der Erkenntlichkeit, und schritt guten Muthes zu Salem, der ihn auch höflich und zuvorkommend empfing und nachdem er die neue wunderbare Begebnisse mit dem Affen und Löwen staunend vernommen, hoch und heilig betheuerte: er wolle es diesen edlen Thieren an Großmuth und dankbarer Liebe noch zuvorthun.

Der Tod des Prinzen war in der Stadt schon allgemein bekannt. Salem hatte den Turban, welchen Achmet besaß, für den des Prinzen erkannt, und der Falsche begab sich sogleich, als sein Gast sich schlafen gelegt hatte, zu dem Sultan. — „Gnädigster Herr," sprach er, „der Mörder deines Sohnes ist in meinem Hause; ich habe den Turban des Prinzen mit den herrlichen Edelgesteinen, die ihn zieren, in den Händen meines Gastes gesehen.

Unbezweifelt ist er sein Mörder; befiehl o Herr, ihn zu deinen Füssen zu bringen."

Und also geschah es nun unverweilt; Achmet wurde vor den Sultan geführt. Ihm ward es unbekannt, wie der Löwe zu dem reichgeschmückten Turban gekommen; er hörte nun erst von dem Tode des Prinzen. Als er aber Salem zunächst beim Sultan stehend erblickte, wurde es ihm klar, daß dieser seine Schätze dem Sultan verrathen, und es that ihm leid, dem Rathe des Affen nicht Gehör gegeben zu haben, der ihm vorhergesagt, er würde es bereuen, einen Menschen aus der Wolfsgrube errettet zu haben.

Achmet ward verurtheilt, durch die ganze Stadt auf einem Esel herumgeführt und dann in ein hartes Gefängniß geworfen zu werden. Dieses Urtheil wurde an ihm sogleich vollzogen und er lag eben tief betrübt über sein trauriges Geschick im Kerker, als sich ihm die Schlange näherte, welche er einst aus der Wolfsgrube gerettet hatte. Sie berichtete ihm, daß der Löwe den Prinzen zerrissen habe, und sprach dann: „Ich komme nun, dir für den mir geleisteten Dienst dankbar zu sein. Nimm hier dieses Kraut; es ist ein Mittel, die stärkste Vergiftung zu heilen. Ich habe die Tochter des Sultans gebissen, und nur du allein wirst im Stande sein, ihr zu helfen. Melde deinem Gefangenwärter, welch' ein wundervolles Kraut du besitzest." —

Achmet säumte nicht, seinen Vortheil geltend zu machen und er wurde schnell zur todtkranken Prinzessin geführt. Der Sultan war ganz ausser sich vor Freude, als er seine Tochter augenblicklich

geheilt sah, und befahl, den Wunderarzt mit auserlesenen Geschenken zu belohnen. Achmet aber nahm den günstigen Augenblick wahr, die Gnade des Sultans zu seiner Rechtfertigung zu benützen. Er erzählte ihm zuerst die Rettung des Affen, Löwen und der Schlange. Salems Undank erwähnte er mit Unwillen über seinen Verrath und stellte dem Sultan seine Bestrafung anheim. Der Sultan gerieth über Salems Nichtswürdigkeit in großen Zorn; er ließ ihn sogleich ergreifen und auf öffentlichem Platze enthaupten. Achmet aber zog mit Geschenken überhäuft in seine Heimath. Und so lehrt uns denn diese Geschichte: „Niemand Zutrauen zu schenken, dessen Rechtlichkeit man zuvor nicht erprobt hat: nichts desto weniger aber auch jedem Geschöpfe seine Hülfe nicht zu versagen. Die Erfahrung aber bezeugt, daß — zur Schande so manchen undankbaren Menschens — die Thiere nicht selten erkenntlicher und dankbarer sind als die mit Vernunft begabten Menschen! Es giebt nicht leicht ein häßlicheres und verabscheuungswürdigeres Laster, als den Undank; sorgen wir nur immer dafür, daß uns niemals, weder von unserm lieben Gott noch von einem Menschen Undank zum Vorwurf gemacht werden könne; denn: „Du bist ein undankbarer Mensch!“ ist ein unaustilgbarer Schandfleck.“

Der Bär und die weisse Rose.

Barbarino, ein Kaufmann in einem blühenden Handelsstaate, war von vielfältigem Unglücke heimgesucht. Schlag auf Schlag folgte seinem Glücke; hier ward er hintergangen, dort hatten die trügerischen Gewässer seine Hoffnungen verschlungen, um nicht genug, vom Schicksal zum Bettler gemacht zu werden, man preßte ihm sogar auch noch sehr bedeutende Summen ab. Es war daher kein Wunder, daß der unglückliche Kaufmann bald in solche mißliche Umstände gerieth, daß er seines Lebens nicht mehr froh und um fernern Unterhalt besorgt die Einsamkeit suchte.

Ein kleines Gütchen in einer gar anmuthigen Gegend war ihm noch geblieben von all' seiner vielen Habe; denn neuerdings hatte er die niederschlagende Nachricht erhalten, eines seiner Schiffe, das er mit den kostbarsten Waaren beladen ausgeschickt hatte, sei dem Wege der andern gefolgt, und entweder zu Grunde gegangen oder wahrscheinlicher Seeräubern in die Hände gefallen. Auf seines Besitzthumes Ueberrest, das kleine Landgütchen, beschloß nun Barbarino jetzt zu ziehen, dort der Einsamkeit und

der ländlichen Arbeit zu leben und nie mehr zurückzugehen in die geräuschvolle Welt.

Drei Töchter begleiteten ihn. Er aber, mehr Kaufmann als Vater hatte seither immer mehr seinen Geschäften, als der Erziehung seiner Kinder obgelegen. Die Mutter war das Opfer Selmas Geburt, der jüngsten, und die Erziehung aller drei Schwestern lag nur ihren Ammen ob. Diese drei Mädchen nun sich selbst überlassen, bildeten sich je nach ihrer vorherrschenden Neigung aus. Elenore voll Neid und Mißgunst gegen Andere, ihren Gelüsten fröhnend, verband sich nur zu bösen Zwecken mit ihrer gleichgesinnten Schwester Isabella. Von diesen beiden hatte die sanftere Selma viel Uebles zu erdulden. Der Vater selbst aber sah es gerne, daß seine Töchter viele Pracht liebten und ihm so, nach seinen Begriffen, Ehre machten. Er ließ ihnen alles lernen, was sie zur damaligen Zeit lernen konnten. Auch die Zeit wußten die beiden ältern Schwestern Selmas sehr schlecht anzuwenden. Nur dem Vergnügen lebend empfanden sie oft die lästigste Langeweile, die sie nur dadurch verscheuchen konnten, daß sie sich entzweiten, aber gleich wieder vereinten um Böses zu thun, das Gesinde des Hauses, vorzüglich aber ihre jüngere Schwester zu quälen. Diese hingegen benützte auch die Gelegenheit, viel nützliches zu lernen, vernachlässigte es aber nicht, sich in der Kochkunst und im Hauswesen umzusehen. Sie war dem Gesinde und den armen Leuten ein helfender Engel und in ihres Vaters und ihrer Schwestern Augen ein fades, unglückliches, blödes Ding.

So standen die Verhältniße beim Abzuge vom Kaufmannshause. Nur unwillig, mürrisch und roh begegneten Elenore und Isabella ihrem Vater, der tief gebeugt durch diese von seinen Lieblingen erlittene Kränkung erst in der Folge den Werth der mißkannten Selma kennen lernen mußte. Wohl begleiteten ihn auf das kleine Gütchen seine drei Töchter; Elenore und Isabella nur unwillig und gezwungen von der eisernen Nothwendigkeit, denn nirgends fanden sie Hülfe, die armen Töchter Barbarinos waren von Freiern nun verlassen, von Freundinen gemieden. Wie lange Weile mußten die armen Thörinen auf dem Lande erdulden, ihre Zeit war nur in Essen, Schlafen und Spazierengehen getheilt; auch konnten sie ihre bösen Ränke nicht mehr an ihrer Schwester und andern auslassen, denn der Vater haßte die ungerathenen Töchter und mit ihnen alle, die mit ihnen verkehren mußten. Selma aber pflegte schöner Blumen im Garten und versah damit des Vaters Zimmer; sie besorgte eifrigst den Haushalt und wenn der Vater Abends von der Tagesarbeit müde mit seinem treuen Diener Jakob ausruhte, las sie mit angenehmer, heller Stimme schöne, lehrreiche Geschichten vor, während das neidige Paar, — so hieß man sie allgemein — sich unruhig auf seinem Lager hin und her wälzte.

Ohne aber Haß oder Rache gegen die bösen Schwestern zu hegen, sorgte die engelreine Selma für deren Vergnügen, und Blumen, niedliche Vögelchen und allerhand andere Kleinigkeiten schaffte sie her, um sich bei ihren Schwestern beliebt zu

machen; aber die Neidigen vergalten alles Gute mit Hohn und Bösem.

Während nun Barbarino in stiller Einsamkeit lebte von seiner theuren Tochter Selma innigst geliebt und gepflegt, kam in dieses kleine Paradieß ein Unglücksbote. Das Schiff, das der Kaufmann mit seinen kostbarsten Schätzen beladen gehabt und verloren geglaubt hatte, war wieder angekommen. Nur ungern und auf zudringliches Bitten, Bedrohen und Bestürmen gab der schwache Vater seinen zwei ältern Töchtern nach und beschloß die Schätze nicht für sich, sondern für seine Kinder zu retten. Er machte sich also reisefertig und versprach seinen Töchtern, Geschenke mitzubringen. Die beiden ältern Schwestern verlangten Schmuck und prächtige Kleider, die jüngere aber erbat sich nur eine weiße Rose. Barbarino wußte, daß seine Töchter, wann sie wiederum reich wären, sogleich Freier hätten. Und von der kindlichen Liebe seines Lieblings, Selmas, gerührt, beschloß er, ihr einen festern Wohlstand zu begründen für die Aufopferung, die sie für ihn schon gebracht hatte und noch immer brachte, denn wie viele reiche junge Männer warben um ihre Hand, ob sie gleich arm war. Ihre Anmuthigkeit und Sanftmuth, sowie ihre Gutmüthigkeit und Fleiß zog an. Sie aber wollte ihren Vater nicht verlassen.

Barbarinos Reise war aber ohne Erfolg. Ein Betrüger hatte das Schiff sammt allem an sich zu bringen gewußt, und der Betrogene hatte nicht die nothwendigen Mittel, sein Eigenthum retten zu

können. Traurig machte er sich nun wieder auf die Heimreise. Traurig dachte er nach, auf welche Weise er seinen Kindern die versprochenen Geschenke mitbringen könnte. Vaterliebe hatte bald alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen gewußt. Die schönsten Stoffe zu Kleidern hatte er erworben. Aber am meisten machte es ihm Verdruß, nirgends eine weiße Rose zu bekommen; denn es wollte der Zufall, daß sie gerade höchst selten waren. Der alte Vater kränkte sich, daß er seiner lieben Tochter diese kleine Freude nicht vergönnen könnte; denn er wußte ihre Vorliebe zu den Blumen, denen sie alle Schmucksachen nachsetzte.

Eine Tagreise war Barbarino noch von Hause weg, als er mit einbrechender Nacht sich in einem weiten, finstern und schaurigen Walde verirrte. Vergebens waren seine Bemühungen, einen Ausweg zu finden, immer und immer mehr kam er in wildere verwachsenere Gegenden des unheimlichen Forstes. Aus Furcht, an diesem bösen Orte umkommen zu müssen, beschleunigte der Verirrte seine Schritte und arbeitete sich muthig durch das Dickicht des Waldes, bis er, der an jede Hoffnnng eines Ausweges verzweifelte, freudig erschrocken zurückprellte, denn eine nahe Helle verkündete ihm Rettung, Ausweg, nahe Wohnungen von Menschen.

Ein großes Gebäude stand vor ihm, auf einem großen freien Platze in aller Pracht erbaut, mit hellerleuchteten Fenstern und umgeben von schönen Blumengärten. Staunend ob dem Wunder, in solcher Wildniß ein Paradies zu finden, an der Wirklich-

keit zweifelnd, stand Barbarino da und sann über dieses Räthsel nach. Aber die Natur besiegte jeden Zweifel, überwandt jede Furcht; er pochte mit entschloßenem Muthe am großen Thore. Es verhallten die Schläge, die er mit seinem Stocke an das Thor that, aber Niemand regte sich, an den Fenstern erschien keine menschliche Gestalt, kein Laut ertönte, als nur der Nachtigall schmachtende Töne in die stille Nacht hinein. Schaudern ergriff Barbarinos Gemüth, aber fest entschlossen, das äusserste zu wagen, pochte er nochmal, lauter als zuvor. Düstere Stille. Zum drittenmale pochte er nun; aber fest, unfreiwillig und knarrend öffneten sich die zwei Flügel des gewaltigen Thores. Schon wollte Barbarino wieder umkehren, als er nicht den Thorwart sah, als er weder eines Menschen Stimme und auch nicht den Willkomm eines bellenden Hundes vernahm. Aber entschlossenen Herzens trat er ein in den mit schönen Gebüschen beypflanzten Hofraum; denn er dachte, besser hier umkommen, als von den wilden Thieren des Waldes zerrissen zu werden. Voller Muth gelobte er eine Wallfahrt zu einem berühmten Gnadenbilde, wenn er gerettet würde und ohne zu zögern, stieg er die prächtige Marmortreppe des Pallastes hinan. Er kam in einen hellerleuchteten Saal, der mit aller Pracht und Kostbarkeit ausgeschmückt war. Als er nun sinnend hin und her wandelte, gewahrte er ein kleines Kabinetchen, in dessen Mitte ein Tisch, und auf demselben die einladensten Speisen und Getränke zum Genuße da standen. Entschlossen, seinen quälenden Hunger zu

stillen und sein einmal begonnenes Wagniß zu bestehen, setzte er sich auf den schwellenden Polster und aß und trank nach Herzenslust und ohne Grauen. Nichts störte ihn und zum Zeichen, daß ihm der unsichtbare Schloßherr die Erquickung vergönne erscholl in den sanftesten Tönen eine liebliche Musik, die den müden Mann auch bald in den süßesten Schlummer wiegte. Hüpfende Träume umgaukelten ihn, wie er mit schönen Kleiderstofen und einer blühenden weißen Rose nach Hause komme und dort seine Kinder erfreute. Dieß und jenes träumte ihm und die schönsten Traumbilder flogen an ihm vorüber, bis er Morgens schon spät aus einem sehr erquickenden Schlummer erwachte. Er fand ebenfalls wieder ein Morgenessen bereit. Nachdem er dieses eingenommen, wandelte er neugierig durch die prächtigen Zimmer. Da kam er auch in ein kleines niedliches Zimmerchen, an dessen Wände grünende Gewächse hinauf rankten und sich an der Decke endigten. In den Ecken waren trauliche Lauben, vier Felsenquellen an den vier Wänden kühlten mit plätscherndem Wasser die Luft, in der Mitte aber stieg eine schöne, grüne Kuppel in die Höhe, und sendete ihr Licht in dieses kleine Paradies, wo unter der Kuppel in einem großen, zierlich geflochtenen Körbchen die schönsten weißen Rosen prangten und liebliche Düfte aussendeten.

Heilige Stille herrschte in diesem schönen Raume und entzückt stand Barbarino da, bis er aus seinem Erstaunen sich erholend des Versprechens sich erinnerte, seiner lieben Selma eine weiße Rose mitzu-

bringen. Mit Freuden sah er sich nun in Stand gesetzt, dieses Versprechen halten zu können und entschlossen brach er eine von den weißen Rosen los — als plötzlich mit zürnendem Brummen ein gewaltig starker Bär auf den erschrockenen Kaufmann losstürzte und ihn zu zerreißen drohte.

„Undankbarer Wurm," schrie er dem zitternden Mann zu, „so lohnest du die Wohlthaten, die ich dir erwies; ich speisete und tränkte dich und duldete dich in meinem Schloße. Dafür werden dich meine Zähne zerfleischen, du Armseliger!"

Nach diesen Worten machte er Miene sein Vorhaben auszuführen. Aber Barbarino, weniger für sich, als mehr für seine Kinder besorgt, fiel auf die Knie und bat mit flehenden Gebehrden um Schonung. Er erzählte mit bebender Stimme die Ursache, warum er die Rose abgebrochen.

„Gut," kreischte ihm der Bär zu, „dich will ich verschonen, wenn deine jüngste Tochter sich freiwillig bei mir einstellt um sich statt ihres Vaters zerreißen zu lassen."

Jener aber nachdenkend und überlegend bat, sich wiederum stellen zu dürfen, wenn die Tochter nicht käme; denn, dachte er sich, ich kann zu Hause noch manche Angelegenheit besorgen und dann unter dem einen oder andern Vorgeben mich entfernen. Der Bär gestattete es ihm, nach Hause zu gehen, drohte ihm aber, wenn er sein Wort nicht halte, mit den qualvollsten Martern.

Traurig und voll schwerer Gedanken ging er seines Weges. Schon sah er sein Häuschen mitten aus grünenden Bäumen herausschauen und schon

kamen ihm sein alter Diener und Selma entgegen, und noch schmerzlicher und schwerer fiel es ihm auf das Herz, sich von diesen treuen ihn liebenden Seelen zu trennen und dem qualvollen Tode, von den scharfen Zähnen eines grausamen Thieres zerfleischt zu werden, entgegen zu gehen. Obwohl er allen Muth zusammen raffte, so konnte er doch bei seinem Zusammentreffen mit diesen seinen zwei Lieben, bei den zärtlichen Umarmungen seiner Selma die Traurigkeit nicht bergen. Thränen entperlten seinen Augen und sich der Verzweiflung hingebend, achtete er nicht auf die Liebkosungen seines lieben Kindes, auf die Ermunterung seines treuen Dieners. Zudringlich bestürmten ihn seine zwei ältern Töchter um Nachrichten von dem Schiffe. „Ach, ich bin verloren, muß fort und kehre nie — nie wieder!" rief im größten Schmerze der unglückliche Vater aus; denn einestheils betrübte ihn die Lieblosigkeit seiner beiden ältern Töchter, anderntheils, kam es ihn hart an, von seiner lieben Selma sich zu trennen. Liebevoll drang sie in den Vater, ihr doch seinen Kummer mitzutheilen; er aber schüttelte schweigend das ergraute Haupt.

„Kann ich dir nicht helfen, theurer Vater!" rief sie, ihn weinend umarmend.

„Opfere dich freiwillig einem wilden Bären zum Schlachtlamme und dein Vater bleibt hier und am Leben!" rief zum Erstaunen aller die weiße Rose, die der Kaufmann mitgebracht hatte.

Alles drang nun in den Vater zu erzählen, was es für eine Bewandniß mit dieser Rose habe.

Er fing nun sein Abentheuer zu erzählen an, und endete mit dem festen Entschluße seine häuslichen Angelegenheiten erst zu besorgen und sich dem Tode weihen zu wollen.

Mit harten Vorwürfen gegen Selmas Verlangen, daß der Vater eine weiße Rose mitbringen sollte, unterbrachen die andern zwei Schwestern ihres Vaters Erzählung. Jene aber, geduldig die Schmähungen ihrer Schwestern ertragend, faßte den Entschluß, den geliebten Vater zu retten um welchen Preis es auch sei. Mit Thränen in den trüben, altersschwachen Augen sah der alte Diener der Scene zu und ahnete wohl, was in Selmas heldenmüthiger, edler Seele vorgehe.

Am Morgen des andern Tages war Selma zum großen Leidwesen der beiden Männer verschwunden, zur großen Freude aber der beiden Schwestern; denn sie mochten die heitere, fröhliche und gute Schwester nicht leiden. Verzweifelnd entschlüpfte auch der Vater des Dieners Wachsamkeit und eilte dem Orte seines Unglückes zu. Bald war er daselbst angelangt. Da fand er am Thore seine geliebte Tochter, die beim Anblicke ihres dahereilenden Vaters ängstlich um Einlaß flehte. Barbarino bat seine Tochter, von ihrem Vorhaben abzulassen, machte ihr Vorwürfe und suchte durch die triftigsten Gründe sie von ihrem Entschluße abzubringen. Aber ihn noch einmal umhalsend flog Selma durch das eben sich öffnende Thor die Marmortreppe hinan.

Wüthend stürzte der Bär auf sie zu, doch schnell warf sich ihr Vater in den Weg und bat für Selma

um Schonung; diese hingegen bat für ihren Vater mit Thränen in den Augen und bot sich als Opfer dar. Mit Heldenmuth blickte sie dem wilden Thiere ins Angesicht und erinnerte es an das Versprechen, den Vater zu verschonen, wenn sich die Tochter freiwillig anböte. Selbst das wilde Thier schien über diese große Kindesliebe und den edlen Wettstreit gerührt zu sein und so sanft als möglich sprach es zu Selma: „Wohlan, ich will dich verschonen aber du sollst meine immerwährende Gesellschafterin sein."

Dem Vater aber gab er den Rath, sich nie mehr in diesen Gegenden sehen zu lassen. Weinend und verzweifelnd nahm der arme Mann von seiner Tochter Abschied nnd nahm unfreiwillig die kostbarsten Geschenke von dem Thiere an.

Zu Hause angekommen verfiel er in einen düstern Trübsinn. Seine Töchter aber theilten sich in die mitgebrachten Schätze und waren froh, daß ihre Schwester ihrer Meinung nach äußerst unglücklich wäre und verbanden sich bald mit zwei angesehenen Männern, von denen der eine ein Eigenliebler, der andere ein harter, roher Ehegatte war. Es stund aber nicht ein volles Jahr an, so waren Elenore und Isabella Wittwen. Sie hatten diese kurze Zeit in immerwährendem Unfrieden mit ihren Männern gelebt, und sie zogen jetzt, weil sie andere Frauen um ihren Wohlstand und Fröhlichkeit beneideten, wieder zu ihrem Vater, dem sie aber, wie zuvor so auch jetzt wenig oder vielmehr gar keine Liebe schenkten, sondern ihn nur seines Schmerzes ob dem Verluste seiner lieben Selma spotteten und höhnten.

Selma aber, die fortwährend um den Vater trauerte, wurde von dem Thiere, dessen Anblick in ihr am Anfange heftiges Schaudern erregte, getröstet.

„Du bist die Herrin des Schloßes, alles steht dir zu Diensten, was du wünschest und verlangst," sprach das Thier wiederholtenmalen zu ihr und suchte ihr jeden Wunsch aus den Augen zu lesen. — Er gab ihr einen Spiegel, in welchem sie Alles sehen konnte, was sie wollte. Dieß war ihr einziger Trost in dieser traurigen Lage; denn sie konnte nun doch ihren Vater sehen so oft sie wollte. Anfangs nicht achtend, daß der Bär ihr alle Sorgsamkeit widme, rührte sie des Thieres Gutmüthigkeit; doch endlich fing sie an, es zu pflegen, sich an seinen Anblick zu gewöhnen und es sogar lieb zu gewinnen.

Eines Tages aber, als Selma in ihren Spiegel sah, erblickte sie ihren Vater auf das Krankenlager gestreckt mit bleichen Zügen und schwachen Augen um sich herumblickend, gleichsam als suche er sein Liebstes auf Erden noch einmal zu sehen. Ein Schrei des Schmerzens entfuhr den Lippen der liebenden Tochter und eiligst bat sie den Bären, daß er sie fortlassen solle zu ihrem Vater, daß sie wieder zurückkehren werde und ihn ewig pflegen wolle. Nur dießmal meinen Vater noch sehen bat sie flehendlich das Thier.

„Wohl," sprach düster der Bär, „ich will es dir erlauben fortzugehen und auszubleiben so lange du willst. Du wirst mich vergessen, und ich deiner liebevollen Pflege dann beraubt, werde zu Grunde gehen."

Selma aber versprach so bald als sie ihren Vater noch einmal umarmt habe, zurückzukommen.

„Versprich nicht zu viel," antwortete das Thier, bedenke zuerst was du sagen willst. Hier hast du einen Ring von vielfältiger Wunderkraft. Legst du ihn deinem Vater auf die Brust, so gesundet er, hängst du ihn aber neben deinem Lager auf, so bist du im Nu wieder bei mir."

Betrübt entfernte sich nun das Thier. Selma aber wünschte sich zu ihrem Vater und husch! so stand sie zum Erstaunen Aller am Krankenlager ihres Vaters. Sie legte ihm den Ring auf die Brust und er gesundete zur Stelle. — Sie erzählte dem entzückten Vater, dem treuen Diener, den neidischen Schwestern, wie sie der Bär so gut halte und wie ihr nichts fehle, als bei den Ihrigen zu sein. Neidentbrannt beschloßen die unnatürlichen Schwestern den Untergang Selmas und des Thieres, denn Selma ließ sich auch verlauten, daß Thier habe sie so gerne, daß es sich zu Tode grämen würde, wenn sie lange ausbliebe. Darauf nun gründeten sie ihren bösen Plan; sie stellten sich freundlich und liebend gegen Selma, und diese ob der Besserung ihrer Schwestern erfreut, bemerkte nicht die Zeit und blieb länger, als sie wollte. Da aber sah sie im Traume in einem schönen Garten einen Bach, der sich durch grüne Fluren schlängelte, und an seinem Ufer lag todt darniedergestreckt der Bär. Erschreckt durch diesen Traum hing sie sogleich den Ring auf und am frühesten Morgen war sie im Bärenschloß. Sie suchte sogleich Arges befürchtend

das ganze Schloß durch und spähte nach dem Thiere. An den schrecklichen Traum denkend, eilte sie in den Garten und fand dort wirklich den Bären verschmachtend an einem Bache liegen. Er sah sie noch einmal traurig an und brach in die Worte aus:

„Warum — kamst — du so — lange nicht?" Erschöpft sank er wieder zurück und gab kein Zeichen des Lebens mehr von sich. Selma, verzweifelnd und sich schmähend eilte in das Schloß und kam athemlos wieder in den Garten mit einem heilsamen Wasser. Von Angst gequält warf sie sich über den Leib des armen Thieres und hauchte ihm nach einigen qualvollen Augenblicken wieder neues Leben ein.

Freudig dankte sie Gott für die Wiederbelebung des wilden Thieres, das sie trotz seines häßlichen Aeussern liebgewonnen hatte; denn sie sah nicht so fast auf das Aessere, als vielmehr auf das Innere. Nicht der häßliche Körper schreckte sie ab, als sie ein gutes Inneres fand; sie wußte das Kleinod in Lumpen gewickelt wohl zu schätzen.

Der Bär lebte wieder auf und begann, nachdem er Kräfte genug gesammelt hatte, also zu reden: „Theures Wesen, wohl sehr hast du mich betrübt durch dein langes Ausbleiben, da ich mich von dir vergessen und verlassen glaubte. Allein ich weiß es, daß deine Schwestern an dem Allem schuld sind. Ich brachte in Erfahrung, daß du mich nicht verachtest, ob ich gleich recht häßlich bin. Mit der größten Sorgsamkeit brachtest du mich wieder zum Leben. Deßwegen will ich dir nun eröffnen zu welchem Zwecke ich dich zu meiner Pflegerin wählte.

Du kannst mich von dieser Gestalt befreien, Selma.

„Was? sag's an und wär's mit Aufopferung meines Lebens, ich werde es thun!"

Bär. „Wohl ist dein Leben dabei sehr gefährtet, aber Muth! Muth! und dir und mir ist das beste Loos bereitet."

Selma. „Wohl an denn, sag' mir, wie ich's machen muß. Muth will ich fassen, zu Gott rufen und dich retten!"

Bär. „Höre, so bald die Sonne sinkt, nimm dies scharfe Messer, welches schon lange in Bereitschaft liegt. Komme in die hintere Laube des Gartens und ziehe über meinen garstigen Leib die Haut herunter."

Selma prallt grausend zurück. „Nein, nein! ich vergelte nicht Wohlthaten mit Bösem! — Ich sollte dich quälen! Nein, mein Leben verlange, ich will es freudig einsetzen für deine Rettung!"

Bär, ernst und traurig. „Nein anders kann's nicht gehen; du mußt, ehe das Dunkel der Nacht hereinbricht, die Haut herunterschneiten. Du rettest dadurch tausende von Mitmenschen, aus tiefem lange schon andauernden Schlafe, du brichst die Fesseln einer wohlthätigen Frau, du rettest auch mich, — aber du liebst mich nicht wegen meiner garstigen Gestalt und thöricht war es von mir, dir einen solchen Antrag zu machen."

Gesenkten Hauptes und unsichern Schrittes ging der Bär hinweg. Aber Selma, die im Kampfe mit sich und ihren Gefühlen dagestanden hatte, lief ihm rufend nach:

„Halt ein, halte, das Grausame will ich thun; ich will dich retten, und ging ich darüber zu Grunde!"

Freudig kehrte sich der Bär nun um und sprach: „Eine Bedingung grausamen Inhaltes macht meine Rettung schwer. Noch ehe der Sand der Uhr abgeronnen mußt du mit der qualvollen Handlung fertig sein; wo nicht, so muß ich dich zerreißen und bleibe ewig in dieser Hülle!

Sie aber sagte festen Muthes zu und ging, um sich in der Einsamkeit zu diesem Vorhaben kräftig zu machen und zu stählen.

Schon sank die leuchtende Sonne nieder, als das muthvolle Mädchen Schmerzen im Innern durch den Garten zur bekannten Laube ging.

„Bis das letzte Körnlein der Sanduhr entrollt, mußt du fertig sein, deßwegen gehe ans Werk und spute dich, denn sonst ist mir und dir ein schreckliches Loos beschieden." Also sprach dumpf der Bär und setzte sich, nachdem er den Sand der Uhr entrollen hatte lassen nieder. Selma aber ging muthig ans schwere Geschäft. Schnell vollbrachte sie die ungewohnte, grauenvolle Arbeit. Mit dem Entrollen des letzten Körnchens der Sanduhr stand auch sie fertig da und auf einen heftigen Donnerschlag erfolgte eine blendende Helle. Ein jugendlicher Mann lag zu ihren Füssen und prieß sie seine Retterin.

Voll Staunens ging sie mit ihm durch den Garten und im Schloße konnte sie ihren Augen gar nicht trauen; denn eine Menge geschäftiger Diener und Dienerinen machten sich zu schaffen. In den

Saal eintretend glaubte sie ein Blendwerk zu sehen, als sie ihren Vater, ihre zwei Geschwisterte und viele wohlbekannte Gesichter an der Tafel sitzen sah. Sie glaubte nur angenehm zu träumen, aber des Vaters Umarmungen, der Schwestern heuchlerische Reden überzeugten sie bald von der Wirklichkeit. Froh setzte sie sich ihrem Vater an die Seite.

Nun erschien aber eine weiß gekleidete Frau, nahm den entzauberten jungen Mann bei der Hand, führte ihn Selma zu und sprach zu Barbarino:

„Seltsam sind die Schicksale des menschlichen Lebens, wirre verwickeln sich oft die Fäden unseres Lebens ineinander. Oft sehen wir Unglück und es ist Glück und der süße Kern ist unter einer bittern Schaale verborgen. Du hast vieles ausgestanden, aber es mußte so kommen, um diesen jungen Mann, den ein böser Zaubrer in einen Bären verwandelt hatte, ein ganzes Land, dessen Einwohner in tiefem Schlafe lagen, mich, die ich in magisch starke Fesseln geschmiedet war, zu befreien. Deine muthvolle Tochter vollbrachte dieses Werk. Was soll ihr Lohn werden? mit irdischen Gütern ist solches nicht zu belohnen. Diesen jungen Mann hier, nur den Erben eines schönen Ländchens kann ich ihr zum Preis ihres Muthes geben; sie liebte ihn schon als Bären, sie schreckte nicht die wilde Gestalt, sie pflegte ihn mit Liebe und Sorgfalt. Gieb ihnen deinen Vatersegen."

Selma und Robert, so hieß der entzauberte junge König, knieten nieder und empfingen den väterlichen Segen.

„Ihr aber," fuhr die Fee fort gegen die beiden Schwestern Selmas gewendet, „ihr neidigen, lieblosen Geschöpfe, die ihr den Untergang des armen Bären und eurer Schwester beschlossen hattet; ihr Rabenkinder, die ihr eurem alten Vater die Lebenstage abzukürzen euch bemüthet, ihr sollt als steinerne Statuen am Thore des Pallastes eurer Schwester stehen. So lange sollt ihr Stein bleiben, bis ihr einmal guten Herzens werdet und eurer Schwester Glück nicht mißgönnt."

Hierauf berührte sie Elenore und Isabella und sie waren am Thore als steinerne Standbilder aufgestellt.

Dem neuen Paare aber wünschte die Fee Glück, hinterließ jedem Gaste ein Geschenk und entfernte sich sodann.

Robert lebte mit seiner Retterin sehr zufrieden und in den glücklichsten Umständen. Barbarino, nachdem er sein Gelübde gelöst und zum Gnadenbilde gewallfahrtet, um für seine Errettung und das Glück seiner geliebten Selma zu danken, erreichte ein spätes Alter von seiner Tochter Selma aufs sorgfältigste gepflegt. Elenore und Isabella blieben immer Steine und standen immer als Standbilder vor dem Pallaste, denn eher lassen sich die gröbsten Laster ablegen, als der Neid, der das unheilbarste Laster ist und bleibt, ein Gift für Leib und Seele.

Der unzufriedene Fischer.

„Ihr aber," fuhr die Fee fort gegen die beiden [illegible] gewendet, „ihr neidischen, lieblosen Geschöpfe, die ihr den Untergang des armen [illegible] und eurer Schwester beschlossen hattet; ihr Rabentöchter, die ihr eurem alten Vater die Lebenstage [illegible], ihr sollt als steinerne Statuen am Thore des Pallastes eurer Schwester stehen. So lange sollt ihr Stein bleiben, bis ihr [illegible] Herzens werdet und eurer Schwester Glück nicht mißgönnt."

Hierauf [illegible] Elenore und Isabella und [illegible]

[illegible] aber wünschte die Fee Glück, [illegible] Geschenk und entfernte sich [illegible].

Robert lebte mit seiner Rettin sehr zufrieden und in den glücklichsten Umständen. Barbarino, nachdem er sein [illegible] und zum Gnadenbild [illegible], um [illegible] seine Errettung und das Glück seiner [illegible] zu danken, [illegible] Vater von seiner Tochter Selma [illegible]. Elenore und Isabella [illegible] standen immer als Standbilder vor dem Pallaste; denn eher lassen sich die größten Laster ablegen, als der Neid, der das unheilbarste Laster ist und bleibt, ein Gift für Leib und Seele.

In einem kleinen Reiche herrschte ein sehr weiser König, welcher nur auf das Wohl seiner Unterthanen besorgt war. Das Volk ehrte und liebte ihn wie einen Vater und selten kamen in dem kleinen Lande grobe Verbrechen vor die Richterstühle.

Der Liebling dieses Herrschers war Arnold, ein Mann, welcher sich mit unsäglicher Mühe und auch vom Glücke begünstigt ein großes Vermögen gesammelt hatte. Nun, da sich dasselbe mehrte, ohne sein Zuthun, fühlte er eine gewisse Leere in seinem Leben; er war an Arbeit gewöhnt. Deßhalb warb er um eine öffentliche Stelle im Staate, und sie ward ihm zu Theil; denn er galt für einen angesehenen, reichen, verständigen und weisen Mann. Die Zeit seines Erwerbens als unbeachteter Krämer war ihm eine Schulzeit, in welcher er sich Menschenkenntniß und Erfahrungen der Fülle nach hatte erwerben können. Als Staatsdiener nun gab er sich jede ersinnliche Mühe, seinen Pflichten mehr als nothwendig nachzukommen und seiner Vorgesetzten Achtung zu erwerben, was ihm auch bald gelang. Sogar der König ward auf den emsigen, reichen

Kaufmann, wie man ihn allgemein nannte, aufmerksam gemacht und lernte in ihm einen schätzbaren weisen Rathgeber, einen biedern Mann kennen. Arnold, ward in Kurzem der Freund des Königs. Allein Arnold hatte einen großen Fehler an sich, einen Dämon, der ihm sein Inneres aufregte und zerfleischte, den Ehrgeiz. Seine Sucht nach Ehrenstellen und Würden war unbegrenzbar. Bemitleidend ertheilte sein Gönner ihm alle Ehren und war nur darauf bedacht, den wackern Mann von seinem Uebel zu heilen; doch dieses war kein leichtes Unternehmen. Arnold immer nach Höherem trachtend vernachläßigte seine Pflichten gegen Gott; seine Rechtlichkeit war ihm gleichsam Bedürfniß geworden, ohne edlere Beweggründe, welche die Religion beut, zu unterlegen. Deßhalb ward er auch von Gott verlassen und der Dämon seines Innern vertrieb ihm den trauernden Schutzgeist. Schwarze Gedanken tauchten nun auf in seinem Herzen. Ehrgeiz paarte sich nun mit Freundesverrath und andern Lastern und er brütete dann oft starr und gedankenlos dahin nach — dem Throne trachtend.

Der König, den Tiefsinn seines Freundes bemerkend, fragte ihn oft was ihm fehle? Allein wie aufgeschreckt aus einem schweren Traume blickte ihn dann Arnold starr an und floh seine Gegenwart. Die Aerzte, welche um die Krankheit Arnolds gefragt wurden, meinten mit Gewißheit der Stoff des Trübsinnes in den zu großen Anstrengungen zu finden, welchen sich Arnold unterzogen hatte und riethen zur Erholung und zu einer kleinen Reise. Dem

König war dieses ganz recht; denn er hatte schon lange im Sinne sein Ländchen zu bereisen und nachzusehen, was er noch zum Wohle seiner Unterthanen thun könnte. Arnolden bat er, ihn zu begleiten und bald machten sie sich auf den Weg nur von geringer Dienerschaft begleitet.

Aber in seiner Brust wüthete die Leidenschaft nur noch mehr und sein hoher Gönner gab sich alle Mühe, die trüben Wolken von der Stirne seines Freundes zu verscheuchen. Daher nahm er oft Fußreisen vor, auf welchen ihn Niemand als sein kranker Freund begleiten durfte. Eines Tages hatten sie eben eine kleine Stadt verlassen, die in einem gar anmuthigen fruchtbaren von Weinhügeln und bewaldeten Bergen eingeschloßenen Thale lag. Sie erstiegen rüstig einen hohen Berg, dessen Rücken ein düstrer Föhrenwald deckte. Mit Entzücken genoßen sie der herrlichen Aussicht und kehrten auf anderem Wege wieder in das Thal zurück. Da kamen sie in ein kleines von dem größern abgeschiedenes Thälchen. Inmitten baumreicher Gärten stand eine niedliche Hütte, hinter derselben eine von Holz gebaute Kapelle mit einem spitzen Thürmchen. — Beide, der König und Arnold gingen in die Einsiedelei und fanden endlich in der Kapelle, welche nur ein einfaches hölzernes Kreuz auf einem hölzernen Altärchen schmückte, einen alten, ehrwürdigen greisen Priester, hingesunken im Gebete vor dem heilbringenden Zeichen unserer göttlichen Religion. Da erfaßte Arnold ein heiliger Schauder, der gute Engel verdrängte in diesem Augenblicke den bösen Dämon;

der Frieden kehrte in seine Seele zurück, und mit einemmale sah er auf sein bisheriges Leben und erschrack ob der bösen Gedanken und Wünsche, die er gehegt hatte. Wie hingezogen von höherer Macht beichtete er dem frommen Priester der Einsiedelei seine Sünden und bat um väterliche Belehrung. Der Einsiedler gewährte sie auch.

„Mein lieber Sohn," begann er, „es ist gut, daß du dich noch bei Zeiten bekehrest und in dich gehest; denn hättest du noch länger gezaudert, so würdest du eine lange Kette von schweren Sünden begangen haben. Du standest im Begriffe in den Abgrund zu stürzen und all' die Deinigen nachzuziehen. Deßhalb vertrau' auf Gott, kehre zu ihm wieder zurück, vernachläßige nicht das Gebet; es ist ein fester Riegel gegen das Böse. Sieh' hin auf das Kreuz, das rettungsbringende Zeichen unserer Religion; es giebt dir Kraft, dem Bösen zu widerstehen und für das Gute zu kämpfen. Damit du aber deinen Mitmenschen noch lange nützlich sein kannst, sorge auch für dein körperliches Wohl. Nur der Thor ladet zu viel auf seine Schulter und nur ein unerfahrener Schütze hält den Bogen immer gespannt."

Und in heiligem Eifer und Begeisterung lösete der Einsiedler zwei kleine Stückchen vom Kreuze der Kapelle, bildete daraus ein kleineres Kreuzzeichen und gab es dem gläubigen Arnold mit den prophetischen Worten:

„Da, nimm dieses Zeichen als Schutz und Stärkungsmittel. Verläßt dich der Muth fürs Rechte und Gute, so bete vor ihm und neue Stärke wird

in dich zurückkehren, auf daß du das Böse besiegen könnest. Nun aber thue auch Buße zum Heile deiner Seele. Wandere als armer Pilger hin an des Apostelfürsten Grab und bete dort aufs neue um Verzeihung deiner Sünden. Kehrst du dann zurück, so wirst du am 3ten Tage auf deiner Pilgerreise von deinem Uebel ganz befreit werden. Bete aber und vertraue!

Sodann kehrten der König, der, während dieses in der Kapelle mit Arnold und dem Einsiedler vorgegangen war, in dem Gärtchen des Einsiedlers gelustwandelt hatte, mit seinem in sich gekehrten Arnold in die Stadt zurück, und sie setzten sodann ihre Reise fort, welche bald beendigt war.

In die Residenz zurückgekehrt, machte sich Arnold gar bald auf; nahm Abschied von den Seinigen und seinen Freunden und wanderte als armer Pilger hin gegen Rom. Auf dieser Pilgerfahrt nun machte der erfahrene Mann noch neue Erfahrungen, die auf seine Lage günstigen Einfluß ausübten. Er traf arme Leute, die sich kümmerlich von ihrer Hände Arbeit nähren mußten, glücklich und zufrieden lebend an. Einfalt und Vertrauen auf Gott ließ sie nichts wünschen, als was sie zum nothdürftigen Leben brauchten. Morgens beteten sie herzlich zu Gott, er, der die Sperlinge auf dem Dache nicht vernachläßigt, die Vögel der Luft ernährt und die Lilie des Feldes kleidet, er der gütige Allvater möge ihnen diesen Tag wieder Gesundheit schenken und Arbeit geben. Abends aber dankten sie mit Inbrunst für die Wohlthat des Lebens, für die Erhörung

ihres Morgengebetes und legten sich dann nieder mit dem frohen Bewußtsein, ihrer Pflichten Genüge geleistet zu haben, während die Reichen, die Angesehenen, die Gelehrten peinigende Gewissensbisse foltern und diese Stimme Gottes sie aufweckt wenn ihnen die müden Augenlieder zufallen. Denn sie, die der Erdengüter viele besitzen, sie müssen auch mehreren Pflichten, die größer und schwerer sind, Folge leisten. Dieses Alles bemerkte Arnold und sein Ehrgeiz, seine Ruhmsucht war dann für einige Zeit unterdrückt und wollte er wieder auftauchen so zog er vertrauend sein schwarzes Kreuzchen hervor und küßte es zu dem Erlöser um Hülfe und Beistand bittend. — Aber Arnold lernte nicht lauter solche glückliche, zufriedene Menschen kennen; nein auch andere Menschen, die leidenschaftlich, unzufrieden ein qualvolles Leben führten, seine Ebenbilder, lernte er ebenfalls kennen.

Eines Abends kam er zu einer Hütte am Ufer eines Flusses, und müde von der heutigen Reise sehnte er sich nach Obdach, ein wenig Speise und ein Lager. Deßhalb klopfte er an die Thüre der Hütte und bat um ein Lager von Streu, ein wenig Brod und frisches Wasser. Willig ward ihm die Thüre geöffnet und ein kräftiger, junger Mann empfing den Pilger mit ehrfurchtsvollem Benehmen und sprach: „Ehrwürdiger Vater, ich kann Euch nur einige gedörrte Fische mit schwarzem Brode und reines Wasser zur Speise vorsetzen. Zum Lager überlasse ich Euch mein Lager von Schilf und Moos; nehmt damit vorlieb und sehet auf meinen guten Willen.

Und der Pilger stillte seinen Hunger und Durst, ließ seine Blicke in dem kleinen Gemache umherschweifen und sprach: „Ihr seid wohl sehr arm, mein lieber Wirth, an den nothwendigsten Geräthen fehlet es euch.“

„Ja wohl, ehrwürdiger Vater. Mein Vater hinterließ mir nichts als diese Hütte, einen morschen Kahn und ein Fischernetz. Ich meinte, was ich besäße, denn einige andere benachbarte Fischer haben nicht einmal soviel; aber die Leute, welche die Fische da draussen bei uns aufkaufen, erzählten mir schon öfters Wunderdinge, die es in der Welt geben soll. Sie sagten es gebe oft viel tausend Hütten beieinander, welche aber vom Stein gebaut und hundertmal größer seien als meine Hütte und von vielen anderen Dingen, welche ich alle nicht begreifen kann.“

„Seid ihr denn, fragte der Pilger, nie von da weg und in ein Dorf oder in eine Stadt gekommen?

„O nein, war die Antwort, ich kam nie weiter als zu den benachbarten Schifferhütten.“

„Wie stehts dann mit eurem Glauben, mein lieber Freund; wenn ihr von da nie weggekommen seid, so konntet ihr ja nie eine Belehrung erhalten.“

„Mein Vater, antwortete der Fischer, war ein sehr frommer Christ und der sprach gar oft zu mir von Got,, Christus unserm Erlöser und von den Heiligen. Auch gehe ich alle drei Wochen einmal in die Messe, welche ein Geistlicher in einer kleinen Kapelle feiert. — Aber jetzt hoffe ich einmal auch große Kapellen zu sehen, welche es in der Welt

geben soll. Ich habe im Sinne nach der Stadt zu gehen und alle die Herrlichkeiten zu sehen, welche es dort geben soll."

Also sprach der thörichte Fischer, der nur an die Wunderdinge denkend das größte Verlangen darnach trug, dieselben zu sehen. — Alles Zureden des Pilgers konnte ihn von seinem Vorhaben nicht abbringen; denn Arnold befürchtete mit Recht, daß dieser arme Mann seine Ruhe und seinen Frieden verlieren würde, wenn er die Eitelkeiten der Welt sehe. Er beredete ihn daher, wenigstens zu warten, bis er wieder zurückkäme, um dann in seiner Begleitung die Stadt zu besuchen. Der Fischer sagte es zu und der Pilger ging nach einem gemeinsamen Abendgebete seinem Lager zu. Der Fischer aber, in dessen Innern es noch immer wogte und pochte vor Neugierde, ging am Gestade des Flußes beim Rheine des Mondlichtes auf und ab und schuf sich die reizensten Traumbilde.

Mit frühestem Morgen schied der Pilger dankend von seinem Wirthe und wanderte hin gegen Rom, der weltberühmten Stadt. Gewiß war es für Arnold eine große Ueberwindung, allein dahinzugehen wie der ärmste der Menschen, während viele Freunde und Reisende mit der größten Bequemlichkeit die nämliche Strasse dahin zogen, die der reiche Pilger zu Fuße ging. Der heiße Himmel Italiens brannte ihm sengend auf den Scheitel, er ertrug es mit standhafter Geduld; denn sein Wille war fest, und wenn ihn je die Versuchung anwandelte, sich mehr Bequemlichkeit zu schaffen, so zog er das

schwarze Kreuzchen hervor und Stärke und Muth kehrten in seine Seele wiederum zurück. So soll auch der wahre Christ immer, wenn ihn der Sorgen heißer, beengender Strahl brennt, wenn Trauer und Kümmerniß ihn drücken, seinen Talismann hervorholen, das Gebet zu Hülfe nehmen; es ist ein heilsames und wunderthätiges Stärkungsmittel gegen alle Arzneien der Welt, alle weisen Lehren der Menschen nicht zu vergleichen sind. Arnold sah dieses gar wohl ein und deßhalb wußte er sich auch immer Hülfe in der Noth zu schaffen.

Endlich hatte unser Pilger Rom erreicht. Dankend fiel er auf die Knie nieder und dankte dem Schöpfer, der ihn bisher geleitet und vor allen Gefahren des Leibes und der Seele bewahrt hatte. Sodann bat er in einem Kloster um Herberge und als er dieselbe erlangt hatte, bereitete er sich durch Fasten und Beten vor, würdig das Grab des Apostelfürsten besuchen zu können. Bald ward ihm diese Gnade mit noch vielen Pilgern aus allen Gegenden der Welt. Einen hehren Eindruck machte auf ihn die prachtvolle Kirche, deren Bögen und Kuppel sich kühn gen Himmel heben, wie das blaue Firmament; der weite Raum des Gottesgebäudes war angefüllt mit vielen Andächtigen. Ein heiliges Schaudern aber ergriff ihn, als er sich der heiligen Stelle nährte, als er an den Stufen des Altares niedersank, an dem ausschließlich der Vater der Christenheit das Versöhnungsopfer feiert. Oft noch besuchte Arnold den heiligen Ort und trennte sich ungern davon; er empfand des Gebetes Macht, und

die süße Ruhe, die es beut. Mehrere Wochen hatte er in der alten, weltberühmten Stadt verweilt, da machte er sich auf schon geheilt von seiner bösen Krankheit. Aber dem Spruche des Einsiedlers fromm vertrauend, erwartete er noch jenes Heilmittel, das gänzlich ihm Genesung verschaffen sollte.

Seinem Versprechen gemäß lenkte er nun auf dem Rückwege seinen Pfad der Hütte seines ehemaligen Wirthes, des unzufriedenen Fischers zu. Am Mittage des dritten Tages erreichte er auch die Gegend, in welcher einsam die Fischerhütte lag. Näher gekommen bemerkte er vor der Hütte den Fischer, welcher auf einem Steine sitzend die Stirne mit beiden Händen bedeckte. Der Herankommende wurde von ihm nicht bemerkt, sondern die Augen starrten auf einen Punkt hin, ohne sich zu bewegen.

Da sprach der Pilger, ihm auf die Schulter klopfend mit sanfter theilnehmender Stimme: „Freund, was fehlt euch denn, daß ihr so traurig und tiefsinnig da sitzet. Seht, ich hielt Wort, bin wiederum da, um euch zu besuchen.“

Erschreckt sah der Fischer wild auf, lachte bitter und versank in sein voriges Hinbrüten.

Arnold wußte nicht, was er von diesem Benehmen halten sollte; besorgt um den armen Menschen sprach er zu ihm, indem er ihn aufzuhelfen sich bemühte: „Kommt in eure Hütte, legt euch auf euer Lager und gönnt euch einen ruhigen Schlummer, denn ihr seid krank, recht krank.“

„Krank, ja recht krank,“ wiederholte der Fischer wild lachend, o daß ich nicht geboren wäre!“

Da glaubte der Pilger den Grund des sonderbaren Zustandes, in welchem sich sein Freund befand, gefunden zu haben. Es durchzuckte seinen Geist der Gedanke, er ist gewiß in einer Stadt gewesen und er fragte ihn auch in schonendem Tone.

„Ja, ich war in einer Stadt, antwortete der Fischer nun etwas gelassener, ich war in der Stadt und ich weiß nun, wie arm, wie elend ich bin!“ Und er fuhr düster vor sich hinsehend fort: Warum hat mich Gott erschaffen und warum hat er mich zur Armuth geschaffen? Sind denn jene Menschen in der Stadt besser, als ich? Sie sind ja Menschen wie ich und doch haben die es besser als ich.

Sie haben große und prächtige Gebäude und Palläste, in welchen sie mit der größten Bequemlichkeit leben, ich habe eine kleine Hütte, die faßt zu klein für zweie ist. Ihr Sitz ist weich und ihr Lager schwellend und bequem und warm, mein Sitz ist ein rauher Stein oder Holzklotz, mein Lager der harte Erdboden auf dem ein wenig Schilf und Moos ist. Ihnen dient zur Speise die ganze Schöpfung, die Vögel der Luft, die Thiere der Erde, die Fische des Meeres, ich habe nur einen winzigen, getrockneten Fisch und Wasser. Ihnen blüht das Vergnügen in den verschiedensten Gestalten, mich plagt die Einsamkeit und Langweile. — O Gott, warum bist du mit mir so ungerecht verfahren, warum gabst du jenen Alles und mir nichts!“

Also klagte der thörichte Fischer. Arnold aber suchte ihm das Freventliche seiner Wünsche und seiner Reden darzuthun; allein der Rasende hatte

für heilsame Lehren kein Ohr, noch immer klagte er fort und rief vermessentlich die Gerechtigkeit des Himmels herab.

Da ließ sich eine leichte Wolke nieder und aus ihr stieg in einem weißblendenden Kleide gehüllt eines jener Wesen, die wir Engel nennen, und uns zu unsern Schutzgeistern von Gott bestimmt sind. — Beide fielen geblendet vom Glanze der Lichtgestalt nieder zur Erde und Furcht und Schrecken bebte durch ihr Inneres. Der Engel aber sprach: „Steht auf und fürchtet euch nicht, ich bin euer Schutzengel, gesandt von dem unsterblichen Gotte zu euch."

Mild tönte in des Pilgers Ohr die Engelstimme, während sie dem Fischer wie ein strafendes Donnerwort im lebenden Innern nachhallte. Beide erhoben sich von der Erde und der Engel sprach mit Majestät und Würde zum Fischer:

„Warum murrest du, nur ein Erdenwurm, gegen deinen weisen Schöpfer, warum tadelst du sein hehres Werk der Schöpfung, in welchem auch keines der Millionen und Millionen Sonnen Stäubchen, auch das winzigste Insekt nicht unnütz ist. Ich stand vor seinem Throne und bat ihn um Hülfe für dich; doch Missiggang hat dich zu deinem Unglücke verleitet; kehre wieder um von dem Wege zum Verderben, bete und arbeite und überwinde die Versuchungen und Lockungen der Welt, ich will dir beistehen und Stärke geben."

Aber der verstockte Fischer gab dem himmlischen Lehrer sogar kein Gehör; sondern er schüttelte ungläubig und unzufrieden sein Haupt.

Da sprach erzürnt der Engel: „Verstockter Sünder, der du zurückweisest die heilsamen Lehren deines Beschützers, willst du denn ganz dem Verderben in die Arme rennen?“

Aber schweigend saß der Mann da und blieb verstockt. Traurig sah ihn der himmlische Geist an und öffnete nach einer langen Pause erst den Mund und sprach: „Du sinnst in deinem Innern nur auf dein Verderben; noch ein Mittel will ich versuchen dich zu retten. Drei Wüusche darfst du thun und sie sollen dir erfüllt werden; aber wähle klug und überdenke vorher, was du sprechen willst.“

Und voll Freude sank der Fischer zu Boden und stammelte überselig seinen Dank. Der Pilger aber in heiliger Scheu wagte sich nicht von der Stelle zu bewegen und harrte mit klopfendem Herzen der Dinge, die da kommen sollen. Und der Fischer, sich von seiner Freude erholend, sprach seinen ersten Wunsch aus: „Einen großen mit allen Bequemlichkeiten versehenen Pallast.“ Und siehe, da stand ein großes, majestätisch und erhaben aufgeführtes Gebäude wie die Wohnungen der Könige, und der Fischer hüpfte vor Freuden. Der Engel aber drohte dem Voreiligen ernst mit dem Finger; denn dem Fischer war schon der zweite Wunsch entschlüpft: „Der Fluß sollte ein großes Meer werden.“ — Das Land verschwand im Nu und weithin war nichts als Himmel und Wasser zu sehen.

„Wähle klug, mahnte der Engel, nur ein Wunsch ist dir noch übrig.“

Und der Fischer, seinen Augen kaum trauend, wünschte: „Sein Kahn werde ein stattlich Schiff mit den größten Reichthümern beladen.“ Und im Nu stand das Schiff auf dem Gewässer, stolz die Masten gen das Himmelsgewölbe erhoben.

Der Engel verhüllte vor Trauer sein Antlitz; der Fischer aber sprang in das Schiff, nm an den Reichthümern sich zu ergötzen und Augenweide zu halten.

Aber der Verblendete merkte nicht, daß der Wind das Schiff in die See hinaustrieb, zu sehr mit seinem Scheinglücke beschäftigt; merkte er es erst, als er zu weit vom Lande entfernt war. Ein heftiger Sturm zerschellte das Schiff um Felsen und seine Reichthümer versanken und der Fischer mit ihnen in den Abgrund des Gewässers. Ruhig spielten sodann wiederum die Wellen miteinander, wie wenn sie zufrieden mit diesem Opfer ausruheten und sich gütlich thäten.

Der Engel aber sprach zu dem staunenden Pilger: „Siehe dein Bild; du hättest ebenso deinen Untergang gefunden, wie dieser; bessere dich!“ Mit diesen Worten ward er verschwunden und Arnold kehrte die Stätte dieses schrecklichen Gerichtes veranlassend heim und lebte fernerhin ruhig, befreit von seinem Ehrgeize als rathender Freund seines Königs, als guter Vater und Gatte und geliebt von Reich und Arm, von Groß und Klein.

So hascht der kurzsichtige Mensch immer nach Scheinglück, gleichend dem Kinde, das sich am Spiele mit scharfen und spitzen Messern nur erfreuet. Mensch! sei zufrieden mit dem, was dir Gott beschieden, und nütze es zum Wohle deiner Mitmenschen und zum Heile deiner kostbaren, unsterblichen Seele. —

Mitleid gegen die Thiere

oder:

Der Talismann.

In einem kleinen Thale, das von der stärkenden Sonne des Morgenlandes beschienen, in der üppigsten Menge die Gaben der Natur hervorbrachte, in einem so reizenden Thale als sich der Orientale nur denken konnte, lebten Achmet mit seinem Sohne Ali in stiller Zurückgezogenheit und Stille.

Von sehr hohen und steilen Bergen umgeben lag dieses kleine Eden verborgen und bot dem flüchtigen Achmet einen sichern Zufluchtsort, denn er war in glücklicheren Zeiten einer der vornehmsten und reichsten Männer, welche um den Beherrscher der Gläubigen sein durften. Neid, Mißgunst und Verläumdung hatten ihn gestürzt und er, der weise und verständige Achmet traute dem blinden Geschicke, das ihm seine fanatische Religion lehrte. Mit den nothwendigsten Habseligkeiten versehen, floh er mit seinem einzigen Kinde, das gerade 6 Jahre zählte. Den Ort seines jetzigen Aufenthalts hatte er schon früher auf seinen Jagdzügen entdeckt und wählte ihn nun zu seinem Aufenthalte.

Er gewann der Erde leicht so viele Früchte ab, um sich und seinen Sohn zu ernähren und die Wohlthätigkeit der Einsamkeit, die verschiedenen häus-

lichen Geschäfte und Verrichtungen ließen ihn gar bald das frühere Leben vergessen. Seine Zeit war zwischen Arbeit und Unterricht seines Sohnes getheilt. Besonders suchte er dessen Zartgefühl und jede edle Empfindung zu wecken und zu erhalten. Oft antwortete er dem kleinen Ali, welcher lern- und wißbegierig genug über alles, was er sah, von seinem Vater Belehrung erbat, mit jener Begeisterung für das Gute, welche den Zuhörer unwiderstehlich hinreißt und ihn für das Bessere einnimmt.

„Wozu sind denn aber, Vater," sprach einstens Ali, als er eine flüchtige Gazelle über das fruchtbare Gefilde in lustigen Sprüngen hüpfen sah, „für was sind denn die Thiere; nützen sie denn auch etwas?"

„O, ja, lieber Sohn," erwiderte Achmet, „der Nutzen der Thiere ist sehr groß. Sehr vielen Menschen gereicht der eine Theil derselben zur Nahrung."

„Zur Nahrung?" fragte erstaunt der zehnjährige Ali; denn er hatte noch nie Fleisch genossen, sondern er und sein Vater nährten sich durchaus nur von den Ergebnissen des Erdbodens.

„Ja, zur Nahrung," fuhr der Vater fort, „indem man sie schlachtet und ihr Fleisch genießet, oder von andern die Milch oder den Honig nimmt und allerlei Speisen daraus bereitet."

„O, die Grausamen!" rief Ali entrüstet, „die armen Thierchen bringen sie um, die ihnen nie etwas zu Leide gethan haben."

„Das müssen sie, belehrte ihn weiter der Vater; „denn wo viele Menschen beisammen wohnen, da kann die Erde nicht so viele Früchte hervorbringen,

daß sich alle Menschen daran nähren können, da müssen die Thiere geschlachtet werden, und um so mehr, weil sie sich sonst zu einer so großen Anzahl mehren würden, daß der Platz auf der Erde für alle die vielen Wesen zu klein würde. Gott hat sie darum erschaffen, damit sie den Menschen zur Speise dienen; die Fische des Meeres, die Thiere des Feldes und Waldes, die Vögel der Luft, alles, was auf Erden lebt und ist, steht zum Dienste des Menschen."

„Ach," fiel Ali ein, indem ihm die Augen voll Thränen standen, „ach, das thut ja den armen Thierchen weh, wenn man sie umbringt. Du selbst hast schon oft gesagt, man darf keinem Thiere etwas zu Leide thun, es fühlet, wie wir Menschen den Schmerz."

„Das ist ganz recht, mein Sohn, wenn wir aber der Thiere benöthigt sind, so dürfen wir sie ums Leben bringen, nur durch einen schnellen Tod, das Martern und das Verzögern dieses Todes ist großes Unrecht; denn so wie du mich die Schlangen und anderes Ungeziefer schnell vertilgen siehst, so muß es auch bei der Tödtung jener Thiere geschehen, welche der Mensch zu seiner Nahrung braucht."

„Ach, mich dauerten schon oft die Schlangen und Fliegen und die Raubvögel und die Waldthiere die du, o Vater, tödetest. Können denn die armen Thiere etwas dafür, daß sie schaden. Vater, du sagtest schon öfter, das Thier habe ein Etwas, das es zu dem antreibt, was es thun muß; daß es keinen freien Willen, wie wir, besitzt. Nützt es

denn gar nichts, daß der Nutzen mit dem Schaden ausgeglichen werden könnte?"

„Wohl nützt jedes Thier, und keines ist umsonst hier auf Erden und sei es so klein und gering, noch so wild und häßlich, noch so gefährlich und schädlich, fuhr Achmet fort. Aber da sie dem Menschen schaden, so muß man sie vertilgen, wie oder wo man nur immer kann; denn sie vermehren sich äußerst stark. — Man soll sie aber deßwegen, weil sie uns Schaden bringen oder Schmerz verursachen, nicht mit grausamen Martern büssen lassen, indem man ihnen ein Glied um das andere ab- oder heraus reißt, und nach langen Qualen erst tödtet."

„O, Abscheulich! — Vater giebt es denn Menschen, die so etwas thun können? o, gewiß nicht! Mich schaudert es, wenn ich so etwas reden höre! —" So rief der kleine Ali und hob beide Händchen vor die Augen, als sehe er im Geiste eine so grausame Thierquälerei.

„O leider giebt es eine Unzahl solcher Menschen," antwortete der Vater. „Vom ärmsten Kameeltreiber und ärmsten Schlächterjungen an, bis zu mächtigsten Könige giebt es solche Menschen. Wie oft der gewinnsichtige Kameeltreiber seinem Thiere eine unmäßige Last aufladet, es dann mit spitzen Stacheln zum Schnellgehen antreibt, wie der Schlächterjunge, wenn er das geduldige Lamm zur Schlachtbank führt, es durch Hunde noch quälen läßt oder selbst noch stößt, wirft und sich an seinem langsamen Tode ergötzt, eben so gut quälen und plagen auch die Vornehmen die Thiere, indem sie ihre Pferde

bis zur äußersten Anstrengung antreiben, auf Jagden das in Furcht gesetzte edle Wild unnöthiger Weise quälen und ihm nur einen langsamen Tod gewähren und durch vieles Andere noch der Thierquälerei fröhnen."

„O, pfui, das können keine brave Menschen sein, welche die Thiere so martern und plagen," bemerkte Achmets Sohn.

„Freilich sind es keine gute Menschen, bester Ali," fuhr Achmet fort, ihr Gefühl und ihr Herz ist durch das Quälen der Thiere hart geworden. Sie, die das Krümmen und das Zucken des gequälten Viehes nicht erbarmte, nicht rührte, ja sogar erfreute und ergötzte, sie freuen sich auch über die Leiden ihrer Mitmenschen und helfen dieselben zu vermehren. Ihnen scheint und gilt der Nächste für eine Sache, mit der er beginnen darf, was er will. Daher die Boßheit der Menschen; sie waren in ihrer Jugend Thierquäler mehr oder weniger gewesen, und sind jetzt, wie man im Kleinen anfängt, und im Großen aufhört, Menschenquäler. Bei ihrer Erziheung haben die Eltern übelgefühlt, das Zartgefühl, das Mitleid gegen andere Geschöpfe haben sie vernachläßigt und auf den verwilderten Stamm das edle Reis der Bruder- der Nächstenliebe nicht mehr pfropfen können."

Also sprach unter Andern zu seinem Sohne Ali, und verständigte ihm seine Lehren durch Beispiele aus dem Leben. Ali war aber ganz folgsam und die Freude seines Vaters, befolgte diese Lehre über das Mitleid gegen andere Geschöpfe so sehr,

daß er sogar der geringsten Pflanze ohne Noth nicht mehr schaden mochte.

Ali war nun bald zwanzig Jahre alt, und schön gewachsen und voll Gesundheit, eifrig in der Arbeit und folgsam den Lehren seines Vaters, als Achmet sein Ende nahen fühlend, eines Abends nach dem Gebete, als sie im Schatten hoher stattlicher Palmen saßen, also anfing zu reden:

„Lieber Sohn! ich habe bereits meinen Lebenslauf vollendet, ich fühle es, daß ich bald scheiden werde von dieser Erde. Du bleibst zurück und ich danke Gott, daß er mich so lange leben ließ, bis du stark an Kräften und fest im Guten geworden sein möchtest. Mit Ruhe und mit Zuversicht verlasse ich dich; denn ich weiß dich tauglich und geschickt genug, daß du nun allein leben kannst. Aber noch etwas Wichtiges. Ich hielt dir nicht entvor, daß die Erde noch groß sei, daß es noch viele tausende Menschen gebe, daß noch viele, viele Dinge und Sachen du nicht kennst. Ich lehrte dich zwar die Pflanzen unsres Thälchens kennen, zeigte dir die Wunderkraft derselben; ich lehrte dich unser Religionsbuch lesen und verstehen; enthüllte dir die geheimnißvolle Sprache der Sterne, kurz ich gab dir über Alles Aufschluß und Belehrung, was ich selbst wußte. Du unterscheidest die Tugend von dem Laster, das Rechte vom Unrechten und kennst viele andere Dinge, die du nie noch sahst, doch dem Namen und der Beschreibung nach. Aber du hast noch nicht den kleinsten Theil des menschlichen

Wissens dir angeeignet, das könntest du in der großen Welt thun."

„Willst du dich nun hinaus wagen auf dieses trügerische, sturmbewegte Meer, so sei klug und behutsam. Du besitzest drei Ballen kostbar gewirkten Tuches; mit diesen kannst du Handel treiben und dich durchbringen. Sei aber vorsichtig und laß dich nicht bethören von Betrügern, die sich allenthalben finden werden. Hast du dann das Treiben der Welt gesehen und beobachtet, so kehre wieder zurück in dieses Thälchen, nehme ein treues frommes Weib mit dir und gründe hier eine Ansiedelung, deren Bewohner besser sind als die der Welt."

„Dieses ist mein letzter Wunsch, und ich hoffe daß du ihn gewiß erfüllen wirst; denn ich habe dich so erzogen, daß ich Alles Gute von dir erwarten kann und darf. Nun aber lebe wohl mein Sohn und nehme hier die guten Wünsche deines Vaters, der zum letztenmale hienieden der Sonne goldenen Schein gesehen hat, morgen bin ich im Paradiese."

Nach diesen Worten umarmte Achmet seinen heftig schluchzenden Sohn, küßte ihn auf Mund und Stirne und ging schweigend seinem Lager zu. Ali aber sah ihm traurig nach und schaute im Verlaufe der Nacht oftmals heimlich nach, ob sein Vater ruhig schliefe; denn die Liebe und Bekümmerniß ließen ihn nicht ruhen, so sehr hatte ihn dieser Auftritt gerührt.

Am Morgen endlich übermannte der Schlaf die Thränen schweren Augen und Ali schlief sanft und erwachte erst, als die Sonne schon über den Bergen

stand. Er hatte einen wunderschönen Traum gehabt. Mit einem glänzendweißen Gewande angethan, blühenden Angesichts und silbernem Barte erschien ihm sein Vater, führte ihn in herrliche Gefilde und zeigte ihm da seinen Wohnort, der jeden Wunsch für Glückseligkeit in sich schloß. Während des Staunens und Betrachtens erwachte Ali und eilte, sich Vorwürfe über sein Schlafen machend, zum Lager seines Vaters.

Ruhig schlafend fand ihn Ali, die Hände auf die Brust gekreuzt, wie zum Gebete, um den Mund spielte ein seliges Lächeln und alle Züge schienen in Wonne verklärt. Lange betrachtete Ali seinen Vater und hüthete sich, ihn aus diesem sanften Schlummer zu wecken. Allein, als ein Löwe mächtig in der Nähe brüllte und Achmet nicht erwachte, da dünkte dieses Ali seltsam und er nahm den Vater bei der Hand, um ihu zu wecken.

Allein erschrocken ließ er die Hand fahren; denn sie war kalt. Ali forschte, ob der Theure noch athme; allein kein Hauch kam aus des Liegenden Mund, die Züge veränderten sich nicht, der Körper war kalt und starr.

Da erkannte der arme Jüngling, daß der Tod seinen Vater geholt habe. Er hatte ihn früher und nur aus der Beschreibung und an den Thieren gekannt, nun aber empfand er dessen Macht an einem so theuern Gegenstande. Weinend und Hände ringend stürzte Ali hin auf des Todten Lager, benetzte den Leichnam mit Thränen, rief des Theuern Namen

bald mit stiller, schmeichelnder, bald mit lauter Stimme aus. Allein die so traurige Wirklichkeit blieb und wich nicht. Als der Jüngling so einen ganzen Tag zugebracht hatte, fiel er neben den Leichnam seines Vaters und schlief ein. Es beunruhigten ihn die entsetzlichsten Träume, wie eine große Schlange seinen Vater verschlinge, wie er in einen tiefen Abgrund falle und noch mehreres Andere. Als er erschöpft am Morgen erwachte, sprach er: „O, Gott, gieb, daß ich nur träumte!" Allein ein Blick auf die Seite belehrte ihn bald wieder über die traurige Wirklichkeit.

Trauernd genoß Ali drei Tage keinen Bissen, balsamirte den Leichnam Achmets mit köstlichen aus Kräutern gewonnenen Salben ein und schaffte ihn in die schon längst von Achmet selbst ausgehauene Felsenhöhle.

Bald aber schien ihm dieses Leben zu traurig, zu einsam, er vermißte einen Genossen und die Sehnsucht nach Gesellschaft erwachte in ihm so heftig, daß er der letzten Worte seines theuern Vaters sich erinnernd, beschloß, hinauszuwandern in die weite Welt und dann wieder heimzukehren in das heimische Thälchen. Zum letztenmale nahm er Abschied von der Leiche des Vaters, wälzte dann einen großen Stein vor dessen Grab, ging heim, packte sein Habe und Gut, die drei Ballen Tuch auf einen kleinen Ziehkarren und legte sich mit pochender Brust nieder, um morgen mit den ersten Strahlen der Sonne die Reise in die unbekannten Gegenden anzutreten.

Es war ein wunderschöner Morgen, als die leuchtende Sonne Ali weckte und zur Reise einlud. Er sprang hurtig auf, spannte sich an seinen Ziehkarren, besuchte nochmals alle ihm theuern Plätze, auch das verschlossene Grab seines Vaters und zog über den zugänglichsten Berg fremden Ländern, unbekannten Menschen und Wesen entgegen. Lange zog er den steilen Berg hinan und suchte den Ausgang, den er nur nach der Beschreibung des Dahingeschiednen kannte. Jetzt stand er auf der höchsten Spitze des Berges. Heiß brannte die Sonne auf seinen Scheitel, denn es war schon Mittag. Noch einen Blick auf das Thälchen und dann einen hinaus in die Welt. Wie staunte er als er ein großes langes breites Thal vor sich sah, von einem großen Strome durchflossen und zerstreut bedeckt von großen Häusern und Gärten. Staunend stand er, und eilte dann den steilen Abhang hinunter, in jenes Wunderland zu gelangen. Speise und Trank vergaß er ob diesem Verlangen. Noch ehe sich die Sonne hinter die blau herscheinenden Berge des Westens barg, stand Ali müde und ermattet, aber staunend und neugierig vor der ansehnlichsten Behausung eines Vornehmen.

Traulich schwätzend erzählte Ali, wie er in die Welt hinausziehen und die Menschen kennen lernen wollte. Daß er nur mit seinem Vater allein in einem schönen aber sehr großen Thale, in einer kleinen und nicht so ansehnlichen Hütte gewohnt habe; wie der, den er über alles geliebt habe, gestorben, und wie er über die Berge heute gezogen

sei. Hierauf that er eine Menge Fragen über die Gegenstände, die er sah und bat zuletzt, man möchte ihm ein Lager auf weichem Mose gönnen. Allein mürrisch wies der Reiche dem fröhlichen, unbesorgten Jüngling die Thüre; denn er mochte keine fröhliche Menschen um sich leiden. Allein ein alter Diener, der den Garten bearbeitete, nahm den traurig gewordenen Jüngling mit sich in sein Häuschen und hieß ihn guten Muthes zu sein, sich's schmecken zu lassen, worauf ihn ein weiches Lager erwarte. Aber noch immer traurig sprach Ali in seiner Einfalt: „Wenn es mehrere solche Menschen giebt, dann kehr' ich wieder heim, wo ich doch kein so gräuliches Gesicht sehe.

„Mein Sohn, es giebt auch viele gute Menschen, erwiederte der gutmüthige Gärtner. Mein Herr war in seiner Jugend ein böser Mensch, der allen Lastern huldigte, und nun, da er die Folgen seiner Ausschweifung erfahren und dulden muß, ist er unduldsam und mag nicht gerne eine frohe Stirne um sich sehen. Oft rauft er sich in seinem Schmerze fast rasend werdend, die Haupt- und Barthaare aus und beschwört Gott und seinen Propheten, ihm seine Jugend wieder zu geben, damit er besser leben und sich ein ruhigeres Alter verschaffen könnte, oft verwünschte er seine Verführer mit den gräßlichsten Flüchen, wünscht sich und ihnen den Tod." — Schaudernd hörte Ali zu.

„Siehe mein Sohn, so straft sich das Laster selbst. Du trittst jetzt in die Welt, danke Gott, daß er dir eine solche Wohnung gab, danke ihm,

daß er dir ein so schreckliches Beispiel vorstellte. Das Laster ist gar reizend und anlockend und birgt sich oft unter dem Mantel der Tugend, um den Unvorsichtigen zu betrügen. Forsche daher stets, damit du nicht betrogen wirst, nach, was wahr und trügerisch, gut oder böse ist; das Beispiel meines unglücklichen Herrn stehe stets dir vor Augen."

Hierauf stellte der Alte dem Jünglinge Speise und frisches Wasser vor, wies ihm seine Lagerstelle und entfernte sich.

Ali aber aß und trank, dankte Gott sodann, bat ihn um Stärke auf seiner Reise in die Welt, dem Bösen widerstehen zu können, legte sich dann mit dankbarem Herzen seinen Wohlthäter segnend nieder und schlief von den seltsamsten Träumen umgaukelt, sanft ein.

Dieses war der erste Tag, den Ali unter den fremden Menschen zubrachte.

Am andern Tage aber nahm er dankend von dem alten Gärtner Abschied, der ihm noch viele gute Lehren gab, und zog sodann weiter. Er kam an den Fluß und staunte, so viel Wasser in seinem großen Beete zu sehen, denn er hatte nur einen Bach kennen gelernt, der sein Thälchen schlängelnd durchfloß. Mit Lust betrachtete er die vielerlei Bäume und Gesträuche, die in den Gärten wuchsen, und staunte die schönen großen Häuser an, die von grünenden Gewächsen umrankt und von großen Pappeln beschattet waren. Jeden Menschen hatte er daher über dieses und über das zu befragen. Die einen der Gefragten aber sagten ihm gütmüthig

die Wahrheit, die andern belogen oder verspotteten ihn. Schon neigte sich die Sonne. Ali hatte vieles — vieles gelernt; er hatte das Kameel und das Pferd und noch viele andere Thiere gesehen und nach ihrem Nutzen geforscht, er hatte schon Menschenkenntniß erlernt; denn abgeschreckt von denjenigen die auf seine Fragen spotteten, redete er nur mehr solche an, in deren Gesichtszügen er Gutmüthigkeit und Aufrichtigkeit lesen konnte.

So kam er durch ein kleines Thälchen, in dem er mehrere Häuser und Wohnungen erblickte und in einem derselben glaubte er doch ein Lager zu finden.

Da sah er einen kleinen Haufen Buben, deren schallendes Gelächter ihn neugierig machte und ihn bewog, zu sehen, was denn da vorgehe.

Er lenkte daher den Weg an den Bach hinum, was sah er dort?

Gerechter Entrüstung voll rief er den Knaben zu: sie sollten sich ihres bösen Spieles enthalten, denn es sei Unrecht, ein wehrloses Thierchen zu ängstigen und zu quälen.

Einer derselben hatte nämlich einer gefangenen Maus einen Faden an den einen Hinderfuß gebunden, und nun tauchte er das Thierchen in des Baches Wasser. Die Zuckungen und die Bestrebungen der Maus sich zu wehren machte den rohen Knaben ungemeine Freude.

Nochmal ging Ali zu dem Knaben hin, faßte ihn bei'm Arm und nahm die Maus, indem er ihn warnte, das Thierchen zu quälen, da es doch auch den Schmerz fühle.

Allein die ganze Rotte der Buben fiel über den Unberufenen her und drohten, ihn zu strafen für die veranlaßte Störung in ihrer Belustigung.

„Ha, Ha, Ha! lachte boshaft der Besitzer der Maus, wir wollen dem Meister Nasenweiß auch einen Strick an den Fuß binden und ihn in jenem Fluße ein wenig untertauchen; der macht schönere Sprünge als die Maus."

Ein allgemeines Beifallsgeschrei erscholl aus dem Munde der Buben.

„Doch rief der erstere, als er den Karren mit dem Tuche erblickte, wenn er die Maus da mit einem dieser Ballen Tuch erkauft, so mag er mit derselben davonziehen.

Willig holte Ali den Ballen und gab ihn nicht um seinetwillen, sondern damit das arme Thierchen nicht länger gequält würde. Der Handel war abgemacht, Ali steckte die Gerettete in seinen Busen und zog nur ein Drittheil ärmer, aber froh und freudig, stolz darauf, daß ihm ein Wesen sein Leben verdanke, weiter.

Bei guten Leuten fand er Speise und Lager, das er mit seinem Schützlinge theilte.

Am andern Tage aber ließ er die Maus, die sich nun wieder erholt hatte, an einem sichern Orte laufen und fuhr weiter.

Aber es war noch nicht Mittag, als er auf einen Zug Knaben stieß, die einen kleinen Affen in ihrer Mitte, mit demselben allerlei Possen trieben.

Sie banden z. B. ihm die Augen zu, stellten sich mit spitzig gemachten Stöcken in einen Kreis.

Der eine stupfte das Thier, das von Schmerz auf die Seite rann, wo es aber ebenfalls sich stach an den vorgehaltenen Spitzen. Vor Schmerz außer sich gebracht und keine Rettung findend, machte das Thier die schrecklichsten Grimmassen und Sprünge und gab die sonderbarsten und kläglichsten Töne von sich.

Darüber ergötzten sich die herzlosen, grausamen Knaben und waren nicht wenig verwundert ob der Keckheit des fremden Ali, der in den Kreis dringend zu den Knaben sprach:

„Schämet ihr euch denn nicht, mit einem wehrlosen Thiere so zu verfahren. Wisset ihr nicht, daß es ebenfalls den Schmerz fühlt, wie ihr. Wisset, die Strafe der Thierquäler bleibt nie aus, über kurz oder lange bricht sie ein über den Grausamen, der des armen Thieres nicht schonet.

„O, höret auf das Thier zu quälen; es giebt ja noch andere Freuden, die schuldlos, die erlaubt sind und keinem Geschöpfe Schmerz und Leiden bringen."

„Weg, weg mit dem unberufenen Sittenrichter, weg mit ihm, oder er kann den Affentanz mit machen," schrie erzürnt der Bubenhaufe.

„Höret," rief Ali darauf, als er sah, sein Reden helfe nichts, „hört ihr Knaben; ich gebe euch einen jener zwei Ballen Tuch, die ich mit mir führe, für das Thier."

Mit Spottlachen gingen die Buben den Handel ein und Ali bettete das Thier auf den kleinen Theil seiner übrig gebliebenen Habe und an dem Saume des Waldes, wo aus der Erde eine frische

Quelle rieselte, da lagerte er sich, langte die Speise hervor, die er von seinem letzten Wirthe bekommen hatte, und labte sich und seinen Schützling so sehr, daß der Affe in den Wald sich retten und Ali weiter ziehen konnte.

Aber noch nicht weit gekommen, traf er an einem steilen Hügel andere Buben, die einen jungen Bären an einem kleinen aber schwerbeladenen Wagen gespannt, den Berg hinantrieben und obenstehende Knaben ihn umzukehren und den steilen Abhang herunter zu glitschen zwangen.

Ali sah mit Mitleid, wie der Bär von hinten von den Knaben mit spitzigen Stöcken angetrieben sich bemühte, die Last hinanzuziehen und Oben angekommen sich umwenden mußte, worauf ihn der schwere Wagen den Abhang hinunterschleppte.

Buntes Gelächter schallte sodann allemal aus dem Halse der muthwilligen Buben.

Ali, der schon erfahren hatte, daß das Reden nichts helfe, sprach zu den Knaben: „Hört ihr Knaben, ihr thut da Unrecht das Thier zu quälen, denn es fühlt ja den Schmerz, wie ihr. Denket nach über das Unrechte eurer Handlung. Ich bin so sehr davon überzeugt, daß ich all mein Hab und Gut, diesen Ballen Tuch euch anbiete, wenn ihr mir das Thier dafür überlaßt.

Die Knaben stutzten und gaben ihm den Bären.

Ali aber lud denselben auf seinen Karren und zog lustig und fröhlich weiter, denn er hatte ja schon wieder ein Geschöpf von Marter und Qual ja vom Tod errettet.

Sein Inneres, das ihm darüber seine Belobung, gab, söhnte ihn mit dem Umstande, daß er nun nichts besitze, bald und gänzlich aus. In einem Walde ließ er das gerettete Thier entschlüpfen und zog dann weiter, kam zu einem guten, alten Mann, der ohne Kinder, den Jüngling, dessen munteres und frommes Wesen ihm gefiel, an Kindesstatt aufnahm, ihn gut hielt und vielerlei Arbeiten lehrte. Ali dagegen, diesen guten alten Mann wie seinen Vater liebend, that ihm alles nach seinem Willen, war fleißig und brav und lebte froh und zufrieden, bis der Tod seinen Wohlthäter von der Erde abrief.

Einen zweiten Vater hatte Ali verloren, seinen Schmerz zu beschreiben, würde nur fruchtloser Versuch sein. Aber nicht genug, daß er diesen seinen Wohlthäter verlor, die Anverwandten desselben, die habsüchtig genug schon längst auf die Hinterlassenschaft des wohlhabenden Alten paßten, stießen Ali aus dem Hause und der arme Knabe war wieder verlassen in die weite Welt hinausgestoßen. Aber noch nicht genug des Mißgeschickes, man holte den traurig Fortwandelnden bald ein, beschuldigte ihn des Diebstahles und als sich in den Kleidern des Jünglings einige kostbare Edelsteine fanden, klagten sie ihn als Dieb an und führten ihn vor den Richter des Dorfes.

Dieser ein sehr parteiischer und grausamer Mann fuhr den zitternden Ali barsch und hart an, und als dieser nicht nachweisen konnte, wie die kostbaren Steine in seine Kleider gekommen waren, und vergebens seine Unschuld betheuerte, befahl er, den

Angeklagten in eine Kiste zu legen, dieselbe zu verschließen und in's Wasser zu werfen.

Mit Freuden vollzogen diesen grausamen Urtheilsspruch die von Habsucht verblendeten Erben froh um des verhaßten Gegenstandes los zu werden, denn sie urtheilten nach ihren Gesinnungen und Handlungen und fürchteten die etwaige Rache Alis.

Kurz und gut, das Unglück schien den Verlaßnen zu verfolgen und ihn zu seinem Opfer zu machen. Schon schien er zu unterliegen — als Hülfe erscheint. Das Unglück bahnte ihm den Weg zum Glücke, das er so sehr verdiente. In der größten Gefahr war ihm die Rettung nahe. Würdig des Glückes machte er sich dadurch, daß er im Unglücke standhaft und geduldig war, nicht verzweifelte, sondern mit Vertrauen hoffte.

In einem festen verschlossenen Kasten schwamm er auf dem Wasser eines großen Flußes. Beengung und Beklemmung seiner Brust quälte ihn mit fürchterlicher Angst, denn er konnte wegen des verschlossenen Raumes kaum mehr athmen; da blieb auf einmal der Kasten stehen, und emsig und schnell nagte es aussen an der Küste.

Und bald hatte die Maus, denn sie war es, die ihrem Erretter überall hin folgte, von allen seinen Schicksalen erfahren und eilte beim Urtheilsspruche fort, das jenseitige Ufer zu erreichen, denn dahin wußte sie gewiß, trieb der Wind den Kasten, und sie hatte sich auch nicht getäuscht; bald also nagte die Maus mehrere Löcher in den Kasten, so daß Ali frische Luft schöpfen konnte. Hierauf eilte

sie fort in die Wälder, suchte den Affen und den Bären auf. Als sie dieselben bei einander traf, fing sie an, dieselben aufzufordern, dem allgemeinen Retter zu Hülfe zu kommen.

„Mm, Mm, brummte der Bär, da hilft's uns nicht viel, wenn wir gleich hingehen, bis wir kommen, ist er schon verhungert und wir machen den Weg umsonst, und lebt er noch, wie können wir ihn aus dem Kasten befreien?"

„Schäme dich, du fauler Bär," entgegnete der Affe, „wir wollen uns von der kleinen Maus nicht zu Schanden machen lassen. Wir wollen hin und du mit; denn wer weiß, zu was du alles helfen kannst. Ich hab's den Menschen abgesehen, wie man solche Dinge öffnet, und da stehle ich heute in dem großen Hofe eine Axt, und dann wollen wir das Ding schon richten.

Und alle drei zogen fort, dem Platze zu, dem ihnen die Maus zuführte. An der Strasse bekam der Affe mit geringer Mühe eine Axt in seinen Besitz und den andern Tag Abends gelangten die drei Thiere glücklich an dem Platze an wo die Kiste lag. Die Maus schlüpfte hinein um zu sehen, ob Ali noch lebe und brachte ihren Gefährten die erfreuliche Nachricht, daß ihr allgemeiner Erretter noch athme. Sogleich schlug der Affe mit mächtigen Streichen den Deckel der Kiste ein und hierauf eilte die Maus fort, um im nächsten Orte Nahrung zu stehlen, der Bär aber ging in den Wald, suchte stärkende Kräuter, Waldbeeren und einiges kleine Gewild, und die drei Verbündeten trugen dem sich

allmählig wieder erholenden Ali Speise und auch Getränke im Ueberfluß zu.

Eines Tages, als Ali traurig am Ufer saß, und über sein Mißgeschick nachdachte, brachte der Affe einen wunderschönen Stein und reichte ihn Ali dar. Dieser betrachtete den, wie ein Taubenei großen Stein, dessen hellblaue Farbe einen milden Schein von sich gab, und als er die Schriftzeichen in demselben geritzt endeckte, so erkannte er in dem Steine bald einen jener Talismanne, welche dem Menschen oft die Herrschaft über das ganze Geisterreich übergaben.

Vieles hatte ihm sein Vater davon erzählt, daß sie so selten seien, und welche seltne Kräfte diese Kleinodien besitzen. Zwar fügte er immer der Erzählung von einem solchen Talismanne bei, daß sie das wahre Glück der Menschen zerstören, während sie das falsche Glück derselben begründen. Daß nur Tugend ihr Recht zu gebrauchen weiß und daß man immer für die Tugend, diesen größten, schönsten und mächtigsten aller Talismanne sorgen soll, den kein Mensch rauben kann, der uns keine unnöthigen Sorgen macht, sondern vielmehr beruhigt.

Dessen und vieles Andern erinnerte sich Ali nun lebhaft und beschloß das Gefundene weise zu gebrauchen.

Auf seinen Wunsch ward er mit den drei Thieren in sein väterliches Thälchen versetzt und bald sah er einen prächtigen Pallast, angefüllt mit allen Schätzen und Wünschenswerthem der Erde entwachsen. Er schaffte sodann einen bequemern Aus-

gang durch die Berge, rief arme Leute herbei, vertheilte unter sie sein Besitzthum, gab ihnen Gesetze und unterrichtete sie im Weben kostbarer und schöner Teppiche und Tücher, was ihn sein Vater gelehrt hatte und lebte ruhig und zufrieden, geehrt und geliebt von der neuen Ansiedelung als Vater und Wohlthäter.

Daß es die Maus, der Affe und der Bär ebenfalls bequem hatten, läßt sich bei Alis Milleiden für die Thiere und noch mehr aus der Dankbarkeit für diese drei wohl voraussehen.

Doch den Guten trift im größten Glücke ein Schlag des neidischen Mißgeschickes, oder besser zu reden, das Wesen, das über uns herrscht versucht den Rechtschaffnen in seinem Glücke, ob er nicht wankend werde in der Tugend und mahnet ihn ernstlich im Glücke nicht hochmüthig zu werden. Je schwieriger und öfter der Kampf, desto glänzender und schöner der Sieg.

Während Ali in Ruhe und Glück mit den Seinigen lebte, kam ein dürftig aussehender reisender Kaufmann in das Thälchen und äusserte sich vor dem Herrn desselben, vor Ali, daß er sich unendlich verwundern müße, dieses Thälchen, das er früher schon als ganz einsam und verborgen wußte, nun so belebt und der ganzen Welt offen stehen zu sehen. Er ließ sich in die größten Lobsprüche und übertriebensten Schmeicheleien über Alis Ansiedelung ein und bethörte den jungen Mann so sehr, daß dieser nichts Böses argwohnend unverholen den Anfang seines Glückes erzählte.

„Du bist jetzt glücklich, du bist tugendhaft und ein Günstling und Geliebter Gottes und der Menschen. Dich wird Gott nie verlassen, fest ist dein Glück und begründet und nichts in der Welt kann es umstossen. Vor dir aber siehst du einen armen dürftigen Mann stehen, der kärglich genug nur so viel erwerben kann, um sich und seine Familie vor dem Hungertode zu schützen. Ueberfluß kommt nie über meine und der meinigen Lippen, Sorgen und Kummer weichen nie, nur einer Stunde Freude. Kurz, das unglücklichste Loos zog ich, und leider theilen es ein liebes Weib und sechs hülflose Kinder mit mir."

Mit solchen und dergleichen Klagen wußte der Fremde den sanftmüthigen, mitleidigen Ali zu rühren und dieser rief voller Theilnahme: Sag an, womit kann ich dir helfen? Alles, was ich habe, steht dir zu Gebote, wähle von den vielen Gütern, die ich besitze. Siehe ich gebe dir ein Gütchen, ich laße dich kostbare Tücher weben, nie wird Noth und Armuth dich mehr drängen.

Ach, was hilft mir das; verwöhnt vom Glücke meiner Jugend kann ich entweder nur ganz reich und glücklich sein oder in der tiefsten Armuth Dürftigkeit leben. Gebt mir euern Talismann; ihr bedürft ja gar nichts mehr, der Talismaun hat Euch ja alles, was ihr nur wünschen konntet, gegeben, ihr bedürft desselben nicht mehr, er ist Euch unnütze; laßet ihn einem Manne zukommen, dem er sein ganzes Glück gründen kann.

Auf solche Weise und mit vielen zudringlichen Gründen drang der Fremde auf den guten, arglosen

Ali ein. Seinem Mitleide und seiner Liebe für die Menschen folgend, gab er blindlings weg, was ihn beglückte und dessen Verlust ihn wieder unsäglich unglücklich machen konnte. Er gab den Talismann dem Fremden und Unbekannten, unvorsichtig genug ohne zu prüfen.

Mit heuchlerischem Danke ging der Fremde hinweg, nicht ohne Mühe ein teuflisches Lachen unterdrückend. So verläßt der Verführer den Jüngling, wenn er dessen empfängliches Gemüth angesteckt, betäubt und zum Bösen verleitet hat.

Ali war sich einer guten That bewußt und seine Arglosigkeit ließ keinen Vorwurf gegen seine Unbehutsamkeit aufkommen; allein des andern Morgens lag Ali nicht mehr im schwellenden Pflaumenbette, im traulichen Schlafgemache; nein an jenem einsamen Gestade des Flußes lag er auf harter Erde und seine drei Thiere, die Stifter seines Glückes bei ihm.

Forschend sah er herum, aber nicht erblickte er das fruchtbare Gefilde jenes kleinen Paradieses, nicht erspähte er die beschatteten Hütten der regsamen und arbeitsamen Angesiedelten. Nein, nur am jenseitigen Ufer war das Land fruchtbar und bewohnt, dießseits öde und unfruchtbar.

Schauder überfiel ihn, als er in solcher Lage sich sah, und nicht begreifen konnte, wie er in sie gerathen.

Der Affe aber öffnete ihm bald die Augen, indem er zu ihm sprach: „Mein Herr und Retter! Der gestrige Mann war ein Zauberer, verkleidet

suchte er den Besitzer jenes Talismannes auf und unklug genug handeltet ihr, als ihr denselben so willig hergabet, ihr müßt ja wissen, keine Menschen, ja keine Geistermacht hätte ihn Euch mit Gewalt rauben können, es wäre denn, daß er durch List erworben wurde."

Beschämt, von einem Thiere belehrt zu werden, schwieg Ali stille. Ihn schmerzte nicht seine Lage, die Ungewißheit, in der er über die zurückgelassnen Armen war, grämte ihn zumeist.

Dieß sehend beschloß nun der Affe, die Maus und der Bär, mit einander gemeinschaftlich auszugehen und den Betrüger aufzusuchen und ihm das Kleinod zu nehmen, das er so schändlich, die Gutmüthigkeit mißbrauchend, an sich gebracht hatte.

Drei Tage wanderten sie und am vierten entdeckten sie einen wunderschönen Pallast, von dem sie nach näherer Erkundigung erfuhren, daß die Entstehung desselben mit dem Raube des Talismannes ihres Herrn und Erretters zusammenfalle und übereinstimme.

Die Maus mußte sodann an Ort und Stelle Erkundigungen einziehen, zu dem Ende ihr nichts anderes übrig blieb, als durch die fest verschlossenen Thüren Löcher zu nagen.

So sehr sie sich auch beeilte, ging es doch einige Tage her, bis sie überall freien Zugang sich machte und den Talismann wirklich auch endeckte. Aber welcher Schrecken für die Maus! In dem Schlafzimmer des betrügenden Zauberers lag der

Talismann auf einem kostbaren, niedrigen Tischchen, an dem zwei Katzen angebunden waren.

Natürlich war es der kleinen Spionin nicht möglich, sich dem Kleinode zu näheren, viel weniger es zu stehlen. Verzweifelnd und sich Raths erholend, begab sie sich zu ihren Gefährten, und erzählte den Stand der Dinge.

„Mm, Mm," brummte der Bär ungeduldig, „laßt uns gehen, denn was hilfts, daher zu stehen und doch nichts ausrichten zu können. Ich und der Affe können durch die winzigen Oeffnungen nicht durchschlüpfen, durch welche die Maus ihren Weg nimmt; und könntens wir auch, wer weiß, ob wir nicht das Leben lassen müßten? Kommt es hilft doch nichts."

„Ei du einfältiger Pinsel," erwiderte der Affe, immer zagst du, du sollst wissen, daß gerade dann, wenn die Noth am größten ist, die Rettung und Hülfe am nächsten sei. Deine Dankbarkeit steht auf seichtem Grunde und wenn du dich als einen undankbaren und verächtlichen Tölpel ansehen und behandeln lassen willst, so gehe weiter!"

Beschämt aber über diese Vorwürfe und besonders die der Undankbarkeit brummte der Bär für sich hinein:

„Ich kann doch für nichts helfen, bin zu ungeschickt."

„Ei," fuhr der Affe fort, „auch den Ungeschicktesten, den Geringsten kann man zur Ausführung guter Dinge brauchen. — Uebrigens habe ich jetzt nachgedacht und ich glaube, wenn du, o Maus, wo der Zauberer gerade, weiß der Himmel was,

im Kopfe hat, ihm in dieser Nacht den Bart abnagtest, während er auf seinem Lager schlafend liegt, so würde er vielleicht die Katzen an sein Lager binden."

Die Maus schlüpfte wieder hinein, nagte dem Schlafenden den Bart ab, und ließ ihm dann nicht mehr Ruhe zum Schlafen. Wirklich hatte auch der Zauberer auf seiner magischen Tafel gefunden, daß seinem edelsten Gute Gefahr drohe, und daß er nur dasselbe durch Behütung zweier Katzen bewahren könne und daher den Edelstein, den er für sein höchstes Gut hielt, so bewachen ließ.

In der nächsten Nacht waren die Katzen an das Lager gebunden, und die Maus konnte ungehindert den Talismann vor sich wälzen.

Laut jubelte der Affe, nahm das Kleinod in den Mund, setzte die erschöpfte Maus in sein Ohr, setzte sich auf den Bären und dieser trappte mit seiner vierfachen Last hurtig fort.

Sie kamen an einen kleinen Fluß, über den sie setzen mußten. Der Bär aber dachte in seinem eitlen Stolze bei sich: ich bin doch recht stark und kann so viel tragen. Ohne mich wäre der Talismann nicht gerettet worden.

So denkend konnte er nicht umhin in seinem eiteln Stolze seinen Schützlingen einen Begriff von seiner Nützlichkeit zu geben. Bin ich nicht recht stark, nütze ich nicht recht viel, habt ihr mir nicht recht viel zu danken. Ohne mich hättet ihr den Edelstein nicht retten können. Nicht wahr?

Aber der Affe konnte dem Einfältigen nicht antworten, weil er den Edelstein im Munde hatte,

und mit den beiden Vorderfüßen sich an dem Bären halten mußte.

Nochmal wiederholte der Bär sein Selbstlob und als auf selbes wiederum keine Antwort folgte, so sprach er erzürnt: „Wenn du mir keine Antwort gönnen willst, so werf ich dich und die Maus in's Wasser; ihr Undan kbare!

Gerade waren sie mitten im Fluße und da der Bär Miene machte sein Vorhaben wirklich auszuführen, da war's dem Affen für sich und die Maus Angst und erschrocken sprach er: „Wirst du doch das nicht thun, denke an Ali, unsern Retter, der unsrer Hülfe bedarf.

Allein unter dem Reden entfiel ihm der Talismann und nun an's Ufer gelangt, machte er dem dummen, eitlen Bären die gerechtesten Vorwürfe über seinen unbesonnenen Stolz.

„Wie ist nun da zu helfen," sagte der Affe, aber die Maus wußte, nachdem sie von dem Hergang der Sache vernommen, bald Rath.

Pfeifend ging sie am Ufer hin und her, und sprach zu den sich versammelnden Amphibien:

„Hört, ihr Thiere, es nähert sich ein großer Zug von kleinen Thierchen, die mit euch den Krieg führen werden; werft daher einen Wall von Schlamm und Steinen auf, damit ihr nicht überfallen werdet."

Und es mühten sich die Thiere ab, Schlamm und Steine aufzuhäufen, bei welcher Arbeit die Maus fleißig Acht gab. Endlich kam auch ein großer Frosch, mit einem für ihn großen Steine, den die Maus sogleich für den verlornen Talismann erkannte.

Freudig nahm das Kleinod der Affe und alle drei eilten nun fort, dem Orte zu, wo Ali nun schon mehrere Tage verlassen und nur kärglich von schlechten Kräutern sein Leben gefristet hatte.

Bald war er wieder in seinem Thälchen, wo er die Ansiedler verarmt und in schlechten Hütten lebend fand. Bald war es wieder anders und Thätigkeit herrschte nun wieder in dem Thälchen.

Ali aber, dem durch den Talismann die Kräfte der Geisterwelt zu Gebote standen, wünschte das ganze Thälchen mit allem, was in ihm war, in ein unfernes Land, durch das er seine Reisen gemacht hatte. Nun aber in Ruhe uud Zufriedenheit lebend, sorgte er für das Wohl seiner Unterthanen, die bald durch ihren Fleiß das Thälchen und die übrigen angrenzenden Thäler berühmt machten.

Die Bewohner dieses Thales sind noch heut zu Tage durch ihre Leutseligkeit bekannt, und bei diesen guten Leuten hört man nichts von Thierquälerei, viel weniger von Menschenhaß und Verfolgung.

Der Talismann war nach Alis Tod verloren gegangen, dafür aber hat jeder Bewohner des Thälchens den viel wirksamern und edlern Talismann des Christenthums im Herzen; diesen hatte ihnen ein hochherziger Priester gebracht, den sie mit Freuden aufgenommen. Selbst Ali genoß in den letzten Tagen seines wohlthätigen Lebens das Glück, ein Christ zu werden und theilzunehmen an den Gnadenschätzen, die Christus dem Menschengeschlechte erworben.

Die
drei schwarzen Brüder,
oder:
Gottes Strafgericht.
Eine vaterländische Sage.

I.

In der Nähe Kehlheims, wo zwei Ketten von steilen Felsenwänden das Bett des mächtigen Donaustrommes einigen, stand vor alter Zeit ein festes Schloß, Steilenstein genannt. Die Grafen von Steilenstein, deren letzter männliche Sprosse Walter war, hatten sich von jeher den Ruhm der Tapferkeit, das Lob frommer und biederer Ritter und die Liebe ihrer Unterthanen erworben. Unter einer Reihe so guter und biedrer Herrn konnten aber auch nur folgsame und fromme Unterthanen stehen. Von dieser Regel machten Walters Angehörige durchaus keine Ausnahme. Sie wohnten in kleinen Dörfchen, oder einzeln liegenden Häusern und beschäftigten sich, von dem Kaplane des Schlosses, einem ehrwürdigen und leutseligen Greise, wohl unterrichtet, mit Ackerbau und Obstbaumzucht. Auch mehrte und verbesserte sich der Viehstand immer mehr. In dem kleinen Thälchen, das auf der einen Seite von einer steilen Felsenwand von der Donau und von den andern Seiten aus durch dichte Wälder und tiefe Moräste getrennt war, bildete sich ein Eden, das abgeschieden von der Welt, schlichte Bewohner barg, die nur Gott, ihrem Herrn und

sich lebten, und des ruhigsten Glückes genossen. Kein fehdesüchtiger und raublustiger Ritter beunruhigte die Unterthanen Walters, denn der Zugang zum Thälchen, wie zum Schlosse war gleich hart und von Wenigen leicht zu vertheidigen. Das Schloß selbst aber lag auf einer Felsenwand, die eine weite Ausdehnung hatte. Nadelgehölze und Gestrippe sproßten hie und da aus den Felsenrissen, oben aber in dem Schlosse blühten Blumen jeder Art und sproßten schattige Bäume, ein zwar nicht geräumiger, aber nicht desto weniger kleinartiger Garten, eine Arbeit des Gartenbau liebenden Schloßkaplans mit Hülfe emsiger und williger Unterthanen. Die Schloßgebäude waren grau von Alter geworden, ließen aber an der Freundlichkeit des Innern nichts zu wünschen übrig.

Dieses war die Wohnung, die der greise Walter, mit seiner einzigen Tochter, dem Burgkaplan, und wenigen treuen Dienern bewohnte.

II.

Emma — diesen Namen hatte die Tochter Walters in der heiligen Taufe erhalten — hatte ihre Mutter nie gekannt; denn Adelhaide mußte bei der Geburt ihrer Tochter das Leben einsetzen. Nie hatte sich Walter mehr zu einer zweiten Ehe bequemen können; denn die Verstorbene, welche viele Jahre mit ihm gelebt hatte, ohne ihm ein Kind zu schenken, erwarb durch Emma nun seine Liebe im höchsten Grade, und um so größer war auch sein Schmerz sie leblos daliegen zu sehen. Alle seine

Mannhaftigkeit mußte er aufbieten diesen Verlust zu ertragen. Wehmüthig lächelnd empfing er den neuen Ankömmling von der Amme und sprach: „Armes Kind, Mutterwaise bei deiner Geburt, vielleicht auch bald mutter- und vaterlose Waise. Unglück begrüßt dich, die du so arglos das Licht der Welt anlächelst. Sei und werde mein Trost und das Ebenbild deiner — Mutter!“

Darauf gab er das Kind wieder der Amme und wendete sich weg, um eine schwere Thräne, die in seinem Auge glänzte, zu erdrücken.

„O edler Ritter,“ sprach der eben eintretende Hauskaplan Bruno, indem er die tapfere Rechte Walters faßte, „edler Ritter schämt euch dieser Thränen nicht, sie fließen einem Wesen, das hier auf Erden wie ein Engel wirkte, und oben im Himmel das Angesicht des guten Vaters aller Menschen sieht und anbetet. Tröstet euch über diesen unsäglichen Verlust, der Euch Alles nahm. Sie hat ausgelitten hier auf Erden und genießet nun der Ruhe in ewiger Seligkeit. Edler Ritter, hoffet auf einstiges freudiges Wiedersehen und duldet die Prüfung eines gütigen Gottes, betet an die unerforschlichen, aber weisen Wege der ewigen Vorsehung. Sehet, er hat Euch genommen, was er gegeben, aber er gab Euch zum Ersatze ein Wesen, das der Verstorbenen gleichen wird, wenn Ihr mein Herr, so wie es Eure Pflicht ist, Euch dem Kinde erhaltet und für dessen Wohl auf's eifrigste sorget.“

„Wohl, ehrwürdiger Vater, wohl thut mir euer Trost,“ entgegnete Walter mit gedämpfter Stimme,

„aber da drinnen in meiner Brust wogt etwas gewaltig, Schmerz und andere Gefühle streiten mit einander. Es treibt mich fort, ich nehme das Kreuz, um entweder für das heilige Grab zu sterben, oder mir dort Ruhe zu holen. Schon längst war es mein Wunsch, dahin zu ziehen, wo der Heiland gewandelt hat." —

„Und Euer Kind," fiel Bruno dem aufgeregten Ritter in's Wort, „und Euer Kind, was soll aus dem werden?"

„Elmentrude, meine Schwester, die im Kloster unfern Kellheim lebt, wird dem Kinde die Mutter ersetzen, Ihr, ehrwürdiger Vater, den Vater und Lehrer."

„Ja, so mir der gütige Gott das Leben schenkt, edler Herr, sollt Ihr dieses Vertrauen nicht umsonst in mich gesetzt haben. Aber die Burg, Eure Unterthanen?"

„Dieses Andere wird Alles mein Freund Georg von Thalstein besorgen. Sein Sohn, ein ritterlicher Jüngling, bewacht mein Schloß und mein Kind. Ich bin von Georgs Treue und Redlichkeit überzeugt."

Also wurden nun die Vorbereitungen zum Zuge nach dem heiligen Lande gemacht und nach einigen Wochen zog Walter aus mit zwei Fähnlein muthiger Reisigen, die begeistert für die heilige Sache froh und freudig mitzogen. Bis Kellheim begleitete sie die ganze Bevölkerung des Thälchens. Oben aber auf dem Schloße war es still und diese Stille unterbrach nur das Rufen der Wachen auf den

Mauern, oder das Zusammenschlagen der Waffen bei Uebungen der zurückgebliebenen Knappen.

III.

Drei Jahre waren vergangen, als Walter, nachdem er unsäglich viel Mühe ertragen, und erduldet hatte, heimkehrte in's Vaterland. Und bei der Heimkehr in sein Schloß mußte er noch eine Gefahr bestehen, von der später noch die Rede sein wird. Nach glücklichem Bestande dieser Gefahr, genoß er stiller Ruhe, seine Zeit theils der Tochter, theils den Unterthanen widmend. Elmentrude hatte wahrhaft die Pflichten einer Mutter, Bruno die des Vaters beobachtet und erfüllt. Gesunden Leibes und lebhaften Geistes wuchs die zarte Pflanze unter den drei Aufsehern und Geliebten wuchernd auf. Elmentrude brachte Emma alle weiblichen Tugenden bei und Bruno unterrichtete sie in der Religion, im Lesen und im Schreiben, in der Blumenkunst, in der Musik und vielen andern nützlichen Kenntnißen. Walter aber brachte der Tochter weise Lebensregeln bei, und bekräftigte dieselben aus seinem und anderer Leben.

Unter solcher Leitung hatte Emma nun schon den 16. Sommer verlebt, und war die Freude Walters, der Stolz Elmentruds und Brunos. Am Abende schöner Tage saßen dann die Viere im Schatten der von Bruno gepflanzten Bäume, Emma sang zur Laute ein frommes Lied, Walter und Bruno erzählten lehrreiche Geschichten, wozu manchmal auch Elmentrude half. War das Wetter aber

rauh oder kalt, so fanden sie sich in der traulichen Stube vor dem wärmenden Kamine zusammen.

Die ganze Woche hindurch aber freute sich Emma auf den Sonntag, wo sie in der Kirche des Dörfleins die Messe andächtig hörte und nach abgehaltenem Gottesdienste, mit Elmentrud und einem Diener, der einen Korb trug, in den Hütten einkehrte, den Armen Unterstützung, den Kranken Arznei, den Betrübten Trost brachte und unter die bravsten Kinder allerlei nützliche Kleinigkeiten vertheilte. Da fand sie sich beseligt und schien sie den schlichten Landleuten betend ein Engel, so glich sie vollends jetzt einem himmlischen Wesen, das unter die Menschheit Hülfe und Trost bringen wollte. Ihr Wirken war aber auch segensvoll, die Jungfrauen und Jünglinge nahmen sie in der Frömmigkeit und Sanftmuth zum Muster und alle Unterthanen liebten Waltern und Emma so sehr, daß sie jeden Augenblick bereit waren, Gut und Blut für sie zu opfern.

IV.

Eines Abends saßen Walter, Elmentrud, Emma und Bruno im Freien und zu stiller Andacht hingezogen, betrachteten sie dieses schöne Schauspiel der Natur. Emma aber griff in die Saiten ihrer Laute und stimmte ein frommes Lied an zum Lobe des Schöpfers. Ihre reine Silberstimme begleitete die noch feste männliche Stimme Brunos, und so feierten sie eine Stunde der Gottesverehrung, deren heiliger Schauer alle durchdrang.

Erst nach einer langen Pause, in Anbetung des Höchsten versunken, umarmte Walter seine Tochter und rief in überschwenglicher Freude aus: „Adelhaide, die du dort Oben unter den Heiligen bist, siehe herab auf deine Lieben, siehe, was für ein Kleinod du mir gegeben und gerettet hast! — O, meine Emma," sprach er zu seiner Tochter, wenn du nicht mein Alter versüßtest, so wäre ich trostlos. Dich erhielt mir Gott, indem er dich schon einmal aus einer sehr großen Gefahr befreite, indem er dir fortwährend Gesundheit und Leben verlieh."

„Väterchen," bat Emma schmeichelnd, „erzähle einmal, wie du mich rettetest, als ein wilder Ritter aus der Wiege mich rauben wollte."

„Ja, ich will deiner Bitte willfahren, du bist nun alt und verständig genug, davon zu hören und kennen zu lernen, daß es in der Welt viele böse Menschen giebt, die Gottes Gesetz höhnen, ihre Mitmenschen quälen, und allen Lastern fröhnen. Höre also: Auf dem entgegengesetzten Ufer der Donau auf steilen, unzugänglichen Felsen steht Schwarzenstein, ein festes Räuberschloß, der Schrecken der ganzen Gegend für Einheimische und Fremde; denn schon eine ununterbrochene Reihe von Raubrittern brachte der Schwarzenstein hervor, mit jedem neuen Sprossen wurde ihr Uebermuth größer, ihr Betragen abscheulicher. Fremde Kaufleute, welche die Strasse nach Regensburg zogen, beraubten sie ihrer Waaren, ihrer Habe und ihres Gutes und die muthwilligen Knappen schlugen die armen Leute noch so, daß sie bewußtlos an der Strasse liegen

blieben. Arme Unterthanen der angrenzenden Nachbarn überfielen sie zur Nacht, schleppten die Jünglinge weg, um sie zu ihren Kriegsknechten zu machen und verheerten die fruchtbaren Felder emsiger Landbebauer. Alles, was Bosheit, Uebermuth und Stolz verlangte, verübten sie mit der größten Bereitwilligkeit und auf solche Strauße folgten auf Schwarzenstein wochenlange Gelage, bei denen allen möglichen Lastern gehuldigt wurde."

„Und haben denn nie die Ritter in der Nachbarschaft, diesen Bösen in ihrem Frevelverüben Einhalt gethan? Hat Niemand die armen Kaufleute aus ihren Händen retten können, Niemand verhüten können, daß sie den Eltern ihre Söhne stahlen, dem fleißigen Landmanne die Früchte seiner Arbeit verheerten?"

„Nein, mein Kind," fuhr Walter fort, „nein, es war nicht leicht, sie dafür zn züchtigen, denn zog man gegen sie aus, so verbargen sie sich in ihr unzugängliches Felsenneſt, und mit der Zeit steckte ihr böses Beispiel sogar die benachbarten Ritter an, welche die häusliche Stille meiden und dieser Unthätigkeit überdrüßig auf solche Abentheuer ausgingen.

Kuno, der Vater der drei schwarzen Brüder, die unbekannt und verachtet in diesem Lande sind, war wegen seiner schwarzen Thaten von seinem Herzoge in schmählicher Haft gehalten. Dem Bösen aber gelang es, sich die Freiheit zu verschaffen, und aufgebracht über die schimpfliche Behandlung, die ihm geworden war, kehrte er zurück auf den Schwar-

zenstein, Rache schnaubend und böse Entwürfe brütend. Er war von seinen Raubgesellen mit lautem Jubel empfangen und er schwur bei'm darauffolgenden Festgelage, seine drei Söhne zu Geißeln der Menschheit, zu fürchterlichen Rächern seines Vaters zu machen. Philippert, sein getreuester Genosse, mußte ihm dazu behülflich sein. Eine Gräuelthat folgte auf die andere. Eben als die Nachricht von dem gewaltsamen Tode Kunos Gemahlin, einer gar lieben und frommen Frau, erscholl, und Jedermann über diese Uebelthat schauderte, zog ich nach dem heiligen Lande, und legte dich, meine Tochter, in die Hände Elmentruds und Brunos, das Schloß aber übergab ich der Aufsicht Siegberts, des Sohnes meines Freundes, Georg von Thalstein. Drei Jahre waren verflossen, ich hatte das heilige Grab zwar gesehen, und an ihm gebetet, aber Streit, Neid und Mißgunst rissen unter den christlichen Heerführern ein, die Hyder der Zwietracht goß ihr Gift in die Herzen derselben und ein Herrscher folgte dem andern in die Heimath, nur von wenigen Uebriggebliebenen begleitet. Schon hatte ich den Boden meines Vaterlandes betreten und ich trappte mit von Furcht und Hoffnung bekämpftem Herzen der Heimath zu. Unweit von Regensburg zogen mir zwei Knappen nach, die also zu einander sprachen:

„Komm laß uns sputen, daß wir zum heutigen Strauße kommen."

„Ah pah, da hats noch lange Zeit; es ist ja nur ein kleines Kind, das unser Philippert und Jörg schon so heraus zu stehlen weiß.

„Ich wollte, daß es zu etwas Ernstlichem käme,“ entgegnete der Erste.

„Kann sein, aber da können wir auch den Kürzern ziehen,“ meinte der Zweite.

„Warum, möcht ich aber wissen, warum ließ denn unser Herr dem Walter immer Ruh, und getraute sich keine Kuh aus seinem Gebiete zu stehlen?“

„Ja, da hat es eine eigene Bewandniß. — Ein Sterndeuter am Hofe des Kaisers warnte ihn, sich vor Waltern zu hüten, denn wenn er mit ihm zusammentreffe, so würde Kuno unterliegen.“

„So? Ja, wenns so einer gesagt hat, dann kann ich mirs schon erklären, aber warum schickte er denn nicht den Philippert oder einen andern hin, warum hat er denn während der drei Jahre her, so lange Walter zu den Türkenhunden hineinzog, um sich von ihnen den Kopf herunterschlagen zulassen, nichts unternommen?“

„Ich weiß nicht,“ antwortete der Andere, „kurz er will von Walter und den Seinigen nichts hören. Dießmal aber hat ihn Philippert dazu vermocht, Walter einen Streich zu spielen, so wie Georg von Thalstein, gegen welchen er eine unversöhnliche Rache in dem Herzen trägt.“

„Nun gut, wir wollen uns beeilen,“ entgegnete der Erste, „damit wir noch recht zu dem Gelage kommen, das vor dem Strauß gegeben wird.“

„Und dahin flogen beide auf ihren schnellen Rossen, ich aber gab dem Pferde den Sporn, schickte unterwegs mehrere Landleute nach meiner Burg ab, um Georgs Sohn zu warnen. Ich aber zog nun

gegen Thalstein, umarmte meinen Freund Georg und darauf zogen wir mit einander nach Steilstein, um den Kinderräuber zu züchtigen.

Eben kamen wir an, als Siegbert einen Ausfall auf die Stürmenden machte; denn ihm blieb mit seinem kleinen Häufchen nichts anders übrig. Kuno, der Fürchterliche, stand an der Spitze seiner schwarzen Gesellen mit Philibert und seinen drei Söhnen, alle in schwarzer Rüstung gehüllt. Mit fürchterlichem Geschrei fielen sie über Siegberts Schaar her, dessen tapferer Anführer den bösen Kuno suchte, um sich mit ihm zu messen und mit Gottes Hülfe die Menschheit von diesem Ungeheuer zu befreien. Jeder suchte sich seinen Gegner und Waffengetöse und Schlachtgetümmel hallte in die Lüfte; da warfen wir uns in den Rücken der Räuber, machten den größten Theil nieder und du, meine Tochter, all mein Hab und Gut war gerettet!

Und Kuno, der schwarze Ritter? fragte Elmentrud. Bruno aber fuhr, den Faden der Erzählung Walters ergreifend, fort:

Kuno fiel von der Hand des tapfern Siegberts getroffen. Sein Tod war schrecklich, es war der Tod eines eingefleischten, verstockten Bösewichts, der noch in letzter Stunde seines Lebens Gott verhöhnte. Siegbert nämlich hatte ihm schon gleich am Anfange hart zugesetzt und beide fochten hartnäckig. Kuno aber, der Waltern, von dem er während des Fechtens gehört hatte, daß er zurückgekommen sei, in ihm seinem Gegner vermuthete, ergriff zuletzt, da er an die Wahrsagung des Sterndeuters dachte, ein pani-

scher Schrecken. Er floh. Allein von Siegbert verfolgt, ward er wiederum gezwungen, sich zu vertheidigen und er fiel in diesem Zweikampfe von Blutverlust und Ermattung erschöpft unter den Streichen von Siegberts Schwert.

Siegbert aber hielt sogleich ein, als er seinen Gegner überwunden sah, er rief Kriegsknechte herbei, um den Ritter auf Steilstein zu schaffen.

Aber Kuno murmelte, verstockt im Gemüthe, bei sich: „Eher in die Hölle, als der Gefangene dieses Walters zu werden“ und unter schrecklichen Flüchen sich an den Rand der Felsenwand wälzend, stürzte er sich da hinunter.

Zerstückt von zackigen Felsen blieb der Leib des Verworfenen hängen, den Raaben zur Speise. Seine drei Söhne aber und Philibert zogen heim, indem sie einen fürchterlichen Eid schwuren, über kurz oder lang den Tod ihres Vaters zu rächen. Und bis jetzt verüben diese drei Brüder die schwärzesten Thaten, ihr Namen ist der Schrecken der ganzen Gegend.

Damit schloß Bruno die Erzählung und alle Viere begaben sich zum Abendgebete in die Schloß-Kapelle.

V.

Es wird nicht überflüssig sein, unterdessen über das Thun und Lassen der drei schon erwähnten Brüder etwas Mehreres zu sagen.

Als Kuno der Haft seines Herzogs entsprungen auf seiner Burg angekommen war, da war Alles

voll Freude und Jubel; Gelage, welche Tage und Nächte lang dauerten, wechselten mit einander ab. In dem Taumel dieser Freudenfeste, wo die Unsittlichkeit und das Laster den Vorsitz hatte, zog Kuno seinen vertrauten Diener, den treuen Genossen all seiner schlechten Thaten, auf die Seite, und sprach zu ihm: Philipert, du bist mir treu ergeben, erprobt. Kann ich wissen, ob nicht jede Stunde mir Verrath droht unter diesen Feigen, den Werkzeugen unsrer Thaten. Dir also allein kann ich vertrauen, was mir am Herzen liegt. Die Menschheit hat mich verachtet, geächtet, beschimpft. Rache dafür, fürchterliche Rache! ruft's in meinem Innern. Und sie soll werden, du sei mein Gehülfe. Höre meinen Plan. Ich habe drei Söhne; diese ziehe du mir heran, zum Schrecken und zur Geisel der Menschen. Stelle es an, wie du es willst, nur erfülle meinen Willen.

Da habt Ihr meine Rechte, Herr Ritter, ich will thun, wie Ihr wollt.

Darauf giengen beide wieder zum Gelage. Kuno hatte drei Söhne, Kunz, Hans und Robert. Alle drei waren so sehr in ihrem Wesen, in ihren Neigungen, Thun und Lassen von einander verschieden, wie Kuno von Siegberte, seiner Gemahlin, eine gar fromme Rittersfrau, die das Kreuz, das ihr Gott an einem bösen, rohen und gottvergeßnen Gemahl auferlegt hatte, geduldig ertrug; öfters, wiewohl vergebens, ja sogar deßhalb geschmäht, verhöhnt und sogar mißhandelt, es versuchte, ihren Gemahl dahin zu bringen, an Gott und die Ewig-

keit zu denken, nicht solche Gräuelthaten zu begehen, und in den Nebenmenschen Gottes Ebenbild anzusehen, und bei allen Schwierigkeiten versuchte sie es sogar, den Armen Hülfe, den von Kuno gefangen Gehaltenen Erquickung und Trost zu spenden. Nicht weniger suchte Siegberta ihre drei Söhne zu einem frommen Lebenswandel heranzuziehen. Kunz, der älteste, aber kehrte sich nicht viel an der Mutter Lehren, schätzte ihre Liebe gering, verspottete ihre Thränen, ihre Sorgfalt um ihn. Ein Funke höllischer Freude an den Martern fühlender Wesen schien in ihm zur weitumschweifenden Flamme zu werden. Kein Geschöpf hatte vor ihm Ruhe, von dem kleinsten Insekt, das er an Nadeln steckend, ableben ließ, von der Fliege an, der er mit hämischer Freude die Flügel ausriß, und dann eine papierne Figur aufklebte, bis zum treuen Haushunde herab, dem er Lappen vor das Auge klebte, bis zum Pferde, dem er brennenden Schwamm in die Ohren und unter den Schweif steckte. Drohte, warnte und bat ihn seine Mutter, der unschuldigen Thiere zu schonen, so lachte er ihr ins Gesicht und sprach: „Es sind ja nur Thiere, der Mensch ist Herr der Schöpfung, alles muß ihm zu seinem Vergnügen dienen."

Aber, lieber Sohn, wenn du nur bedächtest, daß es Gott höchst unangenehm ist, die Mitgeschöpfe zu quälen, erwiederte dann Siegberta.

Ha, ha, jetzt die Thiere noch, dann sollen andre Mitgeschöpfe dran. Und lachend lief er dann jedes Mal davon, um sein Unwesen an einem andern Orte ungestörter treiben zu können.

Nicht weniger Kummer und Verdruß verursachte Hans der frommen Mutter. Tückisch, falsch und versteckt, wie er war, trieb er seine Bosheiten und schlechten Streiche nur ins Geheime und selten, ohne nicht die Folge seiner boshaften Streiche andern unschuldigen Personen aufzubürden. Diebstähle, Beschädigungen und Anderes waren seine Lieblingsstreiche und nichts freute ihn besser, als den falsch Beschuldigten unter den Streichen des hartherzigen Kuno's leiden zu sehen. Auch bei ihm half der Mutter Bemühung nichts, er versprach zwar Besserung, wußte dieselbe auch zu heucheln, kam aber Gelegenheit, seiner bösen Neigung willfahren zu können, so machte er es ärger, als zuvor.

Hatte Kunz die Bosheit seines Vaters, dessen kühne Waghalsigkeit, unmenschliche Härte geerbt, so war die Tücke, die Falschheit, der Jähzorn und die Verstocktheit der Antheil seines andern Sohnes treulich geworden.

Stolz sah Kuno auf Kunzen, seinen Sohn, den er einen muthvollen Mann werden sah, und auf Hansen, dem er seine Klugheit, wie er die Falschheit und Tücke nannte, ebenfalls als eine vortreffliche Eigenschaft anrühmte. Robert aber, der ganz der Mutter Abbild war, sanft, fromm, haßte er aus ganzem Herzen und spielte ihm übel mit, wenn der gute Knabe sich vor ihm sehen ließ.

Desto mehr Freude ward er seiner Mutter, die er überaus liebte und ihr alles, was sie wünschte, mit Freuden that. Er war der Trost der frommen, duldenden Frau, all' ihre Hoffnung. Sie unterließ

auch nichts, ihren Robert in allem zu unterrichten, was sie selbst wußte, sowohl in Religions-, als auch andern Kenntnissen.

So stand es mit den drei Söhnen Kuno's, als dieser der Haft entkommen, wieder auf Schwarzenstein angelangt war, als Philibert seinen Willen geäußert hatte.

VI.

Philibert kam auch bald dem Gebote seines Herrn nach. Während die Gelage noch fortdauerten, nahm er die drei Jünglinge in eine abgelegene Halle, um sie in verschiedenen Waffen zu üben. Kunz und Hans fanden sich willig dabei ein; auch Robert war aufmerksam und machte es fast seinen Brüdern zuvor. Da aber zur Freude Kunzens und Hansens Philibert mit dem Waffenunterricht die gräulichsten Flüche und Verwünschungen gebrauchte, da er seine Zöglinge antrieb, ein armes Thier, einen Hund, der eben vorbeilief, zum Ziele ihrer Geschosse zu machen, als nebst dieser und anderen Thierquälereien Philibert noch von Raubzügen, bösen Thaten und bald zu vollziehenden Streifereien und Straußen erzählte, da war das Zartgefühl, der fromme Sinn Roberts verletzt und er klagte es seiner Mutter. Diese tröstete ihn dann, sprach ihm zu, sich in den Drang der Umstände zu fügen, Gott um Stärke zu bitten und auf eine bessere Zukunft zu hoffen. Siegberta hatte nemlich im Sinne, ihren Sohn zu einem ihr verwandten Ritter zu schicken, unter dessen Ob-

hut er sich heranbilden und ein Schmuck des Ritterthums werden könnte.

Allein es ward anders beschlossen von einer allwaltenden Vorsehung, die oft Unbegreifliches, aber dennoch höchst Weises über uns verhängt.

Schon waren die Jünglinge von Philibert als geschickt erklärt worden, den nächsten Strauß mit bestehen zu können. Kuno freute sich dessen und beraumte den Tag an, an dem ein Einfall in das Gebiet eines benachbarten Ritters gethan werden sollte.

Robert flehte seine Mutter an, doch ihn vor einer solchen bösen That zu bewahren; denn Kuno hatte befohlen, daß auch er sein Probestück ablegen müße.

Siegberta versprachs Robert, zu ihrem Gemahl zu gehen und ihn inständigst zu bitten, daß er seine Söhne vor solchen Schandthaten bewahren möchte.

Eben saß Kuno an der Tafel und zechte, Würfel spielend, mit seinen Knechten. Er betrachtete seine Gemahlin gar nicht, als sie hereintrat, sondern trank den Knechten zu, sang rohe Lieder und kehrte sich gar nicht an die Anwesenheit Siegberta's. Die Kriegsknechte aber, ihres Herrn Beispiel folgend, überboten sich an Rohheit und achteten nicht der Anwesenheit ihrer Herrin, der Burgfrau, da sie es ohnehin schon gewohnt waren, sie wie die geringste Dienerin anzusehen.

Einige Augenblicke lange stand Siegberta da, ein Gegenstand des Hohnes und Spottes der rohen Kriegsknechte. Sodann gieng sie mit zögerndem

Schritte auf ihren Gemahl zu und sprach mit sanfter, bittender Stimme:

Kuno, hast du keinen Augenblick, den du den Bitten deiner dich so sehr liebenden Gattin gönnen könntest?

Kuno schwieg.

Siegberta aber fuhr fort: „Kuno, sieh' ich komme, um für unsrer Kinder Heil zu bitten; sie gehen zu Grunde hier auf Erden und dort in der andern Welt. Hier auf Erden gebrandmarkt als Räuber, ausgeschlossen von der Gesellschaft der Menschen, verachtet von jedem Edeldenkenden; dort aber in der andern Welt ist eine ewige Pein für den Verbrecher, für den Sünder bestimmt. Denke an die Ewigkeit; es sind nicht 10 Jahre, es ist nicht das Lebensalter eines Menschen, es ist kein Jahrhundert, kein Jahrtausend, nein es ist etwas, das nie aufhört, das ewig bleibt. Eine Million Jahre ist eine Unendlichkeit umgreifende Zahl. Aber eine Million von Jahrtausenden ist nur der mindeste, der nichtigste Theil des Gedankens an die Ewigkeit.

„Denke, Kuno, denke daran, stürze dich und deine Söhne nicht in so namenloses Elend, laß ab von deinem Treiben, entferne Philibert, den argen Verführer, gieb nicht zu, daß er sie zum Rauben abrichte —"

Kuno, der mit seinen Gesellen bei der Erwähnung einer ewigen Strafe doch etwas schauderte, erfaßte der Zorn nur desto heftiger, als Siegberta ihn durch ihre Bitten auf andere Gedanken leitete, und mit zornglühendem Auge maß er sie vom Scheitel

bis zum Fuße und sprach: „Weib, kümmere du dich um deinen Spinnrocken.“ Hierauf wandte er sich an seine Knechte und sprach zu ihnen: „Bringet das verrückte Ding weg von da!“

Siegberta aber, welche die Knechte Miene machen sah, zu gehorchen, stürzte sich zu des Hartherzigen Füssen, umfaßte seine Knie und bat ihn mit rührender Stimme: „Nur Robert laß mir, ich schicke ihn zum Oheim, der ihn zu einem guten Ritter heranbilden wird. Robert gebt mir frei, verführet sein frommes Herz nicht durch eure lastervollen Thaten und Reden.“

„Könnt ihr nicht gehorchen,“ herrschte Kuno, mit dem Fuß stampfend, den Knechten zu, „werft die Tolle hinaus!“

„Ich laß nicht ab von Euch, ich will zu Euren Füssen sterben. Gewährt meine Bitte. Robert —“

„Wenn du denn sterben willst, so stirb“, entgegnete hämisch lachend Kuno, und stieß mit schwerem bestiefeltem Fuße Siegberta mit aller Gewalt an die Stirne, so daß die Hirnschaale zersprang.

„Gott!“ — rief die hinsinkende Siegberta, „Kuno, ich — verzeihe dir — ändere — dich — Robert —“ und auf ewig schloß die Märtyrin für's Gute ihre Augen.

Eine düstere Stille herrschte im Saale, selbst die rohen Räubersgenossen verstummten ob der Greuelthat, ja sie wollten der edlen Frau sogar zu Hülfe eilen, aber Kuno's wild funkelnde Augen schreckten sie zurück.

„Bringt den Körper weg“, unterbrach der Furcht-

bare kalt, als hätte er ein Reh erlegt, die lange, stille Pause. Und die Knechte trugen die Leiche hinaus, die vom Blute entstellt war, und warfen dieselbe an einen besondern Ort des Burgverließes, wo Wölfe ihren Aufenthalt hatten und die Ermordeten auffraßen. Darauf trug Kuno den Zeugen dieser Greuelszene auf, für ewig über diese Stunde zu schweigen.

Das war das Ende der großen Dulderin und Märtyrin. Dort im Himmel wird sie die Krone des Sieges empfangen haben; sie siehet nun das Angesicht Gottes und lobet in Gemeinschaft der Apostel und aller Heiligen ihn den Ewigen, dessen Vorsehung weise und uns höchst nützlich, aber auch unbegreiflich ist.

VII.

Am Abend des Todestages der frommen Siegberta wurde auf der Straße gen Regensburg hin ein Raubzug beschlossen, Kunz, Hans und Robert sollten diesmal ihre Probestücke ablegen. Robert, der sich sträubte zu solchem niedrigen und schändlichen Gewerbe zu gehen, ward mit Gewalt gezwungen, den Zug mitzumachen. — Sie überfielen, im Hinterhalt gelegen, eine große Anzahl Kaufleute, die zu ihrer Sicherheit Bewaffnete mitgenommen hatten. Es wurde tapfer auf beiden Seiten gefochten. Von Seite der Angegriffenen, weil sie für ihr Eigenthum, für ihre Freiheit, für ihr Leben kämpften, von Seite der Angreifenden aber, weil sie lüstern nach Beute, blutdürstig nach Mord, dem schänd-

lichsten Verbrechen ergeben, keinen andern Beweggrund als nur einen bösen haben konnten. Kunz und Hans zeichneten sich aus durch ihre Tollkühnheit, Robert aber kämpfte nur um sich zu vertheidigen und vermied es, seinen Gegnern Schaden anzuthun.

Die Räuberschaar siegt; zwanzig Leichen decken den Kampfplatz; fünf Kaufleute aber und drei Frauen wurden gefangen fortgeführt auf den Schwarzenstein. Hierauf folgten mehrere Tage Gelage, bei welchen die Tapferkeit der beiden Anfänger bis zum Himmel gepriesen wurde. Robert aber wankte schwermüthig im Schlosse herum, seine theure Mutter suchend. Aber er fand sie nirgends. Einer der Kriegsknechte nur ließ in berauschtem Zustande ein Wort von gewaltsamem Morde hören, und daß ihre Leiche den Wölfen im Zwinger vorgeworfen worden wäre.

Nun giengen Robert die Augen auf; wild, wie es nicht in seinem Gemüthe lag, scheute er jedes Menschen Nähe, wies Speise und Trank von sich und drang nach einigen Tagen in den Zwinger und erlegte in voller Wuth fünf der grimmigsten Wölfe. Jubel erschallte von den Mauern herab; denn der seltene Angriff hatte Alle voll Neugierde hinausgelockt. Niemand konnte sich Roberts Benehmen erklären und Kuno eilte hinab in den Schloßhof, um seinem tapfern Sohn Lob zu spenden.

Aber Robert, als er aus dem Verließe kam, achtete seines Vaters nicht, achtete der Lobsprüche nicht, sondern düster vor sich hin blickend schritt er seinem Gemache zu. Von Stunde an überfiel Robert

eine tiefe Schwermuth und ein starker Haß gegen die Menschen, die ihm Ungeheuer schienen, welche der heiligsten Bande nicht achteten. Diese seine Schwermuth führte ihn so weit, daß er willenlos, an dem Treiben seiner Brüder Gefallen findend, alle Raubzüge und Streifereien mitmachte.

Alle drei Brüder waren nun schon eingeübt in dem Handwerke des Räubers, als Kuno und Philibert beschlossen, die Burg Steilstein zu überfallen und Walters Kind, die dreijährige Emma, zu rauben; dadurch glaubte Kuno, sich an Georg von Thalstein, seinem ärgsten Feind, und an Waltern, den er fürchtete und haßte, weil ihn in seiner Jugend schon ein betrügerischer Sterndeuter vor ihm gewarnt hatte, zu rächen.

Philibert sollte mit einem Knechte sich heimlich in die Burg schleichen, und das Kind stehlen. Mißlänge dieses, so wollte man den Steilstein bestürmen; so war der Anschlag der Bösewichte.

Ersteres mißlang und auf die Nachricht davon stürzten die verborgen gelegenen Haufen hervor und fiengen an zu stürmen.

Siegbert aber, der Sohn Georgs von Thalstein, dem die Obhut der Burg anvertraut war, benachrichtigt von dem Anschlag auf sein Verderben durch einen Landmann, von dem wir bereits schon wissen, daß ihn der heimkehrende Walter abgeschickt hatte, hatte Anstalten getroffen, sowohl dem verrätherischen Vorhaben, als auch dem offnen Angriffe zu begegnen. Er ließ Niemand weder aus noch ein, stellte allenthalben Wachen aus und empfieng die

Stürmenden mit einem reichlichen Hagel von Steinen und einem Regen von Pfeilen, und griff die Erschrockenen kühn ausfallend an.

Wie nun Walter mit seinem Freunde Georg zu Hülfe kam, wie die Räuber zurückgeschlagen wurden, Kuno seine schwarze Seele aushauchte und die drei Brüder, eigentlich nur Kunz und Hans, Robert willenlos, dem Steilsteine fürchterliche Rache schwörend, heimzogen, das Alles wissen wir bereits aus der Erzählung Bruno's, des Schloßkaplans auf dem Steilsteine.

VIII.

Von nun an behauptete Kunz die Herrschaft über den Schwarzenstein, denn er war ja der ältere, der mächtigere; seinem Willen getraute Hans nichts in den Weg zu legen, denn er fürchtete dessen Zorn. Heimlich aber baute er Pläne, wie er Kunzen stürzen und sich zum Herrn des Schwarzensteins machen könnte. Robert war und blieb willenlos, er folgte seinen Brüdern wie ein Schatten still und schweigsam und zeigte oft auf Streifereien eine unmenschliche Grausamkeit an den Besiegten, so weit hatte Menschenhaß ihn getrieben, ihn, der in seiner Jugend die schönste Hoffnung einer frommen Mutter war. Kunz und Hans lebten einander immer scheuend und meidend, jener die Tücke und Falschheit Hansens befürchtend, dieser aber auf heillose Anschläge brütend, die seinem Bruder Kunz den Hals brechen sollten. Robert aber war immer allein und suchte seine Schwermuth in Humpen, beim

Spiele und beim Singen unsittlicher Lieder oder bei Verübung von Greuelthaten zu betäuben, bei welchen Gelegenheiten dann das brüderliche Kleeblatt vereint mit einander in Frieden und Eintracht wirkte und lebte. Waren die Vorräthe aufgezehrt, so ward ein Raubzug unternommen und die Gelage dauerten dann so lange fort, bis nichts mehr da war. Dabei aber bedienten sich die drei Brüder oder vielmehr Kunz der Vorsicht, starke Wachen auszustellen, denen es aufs strengste anbefohlen war, ihrer Pflicht Genüge zu leisten.

Oftmals daher wurden die Angriffe auf dem Schwarzenstein, welche edle Ritter, um die Frevler zu strafen, machten, vereitelt. Der Kaiser, welcher in fremden Ländern zu viel zu thun hatte, konnte keine Hülfe senden und so trieben die fürchterlichen Menschen ihr Unwesen fort, noch ärger, als es ihr Vater getrieben hatte. Philibert, Kuno's getreuester Diener, war nach dem Tode desselben ganz in Vergessenheit gerathen. Die drei Brüder achteten ihren Lehrer nicht mehr, sie höhnten und spotteten seiner sogar; ja er war nicht einmal des Lebens mehr sicher, Robert fiel ihn zweimal schon im Anfall von Raserei an und würde ihn erwürgt haben, wenn die Anwesenden nicht beide getrennt hätten. — Auf einmal war aber Philibert verschwunden, es gieng unter den Knechten der schwarzen Brüder die Rede, als hätte ihn der Böse geholt; denn man sah nirgends eine Spur, wohin er gegangen sein mochte, da doch Niemand unbeachtet in die Burg oder aus der Burg kommen konnte. Man fand nichts vom

Leichnam desselben, ja sogar sein Schwert, sein Dolch, sein Panzer, den er immer trug, hiengen in seinem Gemache.

Kunz und Hans waren froh, dieses gefährlichen Mannes, wie sie ihn dafür hielten, los zu sein und trieben ungestört ihr Unwesen fort.

Dieses waren die Begebenheiten und Verhältnisse auf Schwarzenstein von dem Ueberfalle des Steilsteins bis auf den Augenblick der jetzigen Geschichte, einen Zeitraum von nur zwei Jahrzehnten umfassend.

IX.

Da verbreitete sich die Nachricht, der Kaiser werde nach Kelheim kommen, um in der Gegend bei einem vornehmen Grafen einzusprechen und in den düstern Forsten des wald- und wildreichen Gaues zu jagen.

Auch Waltern kam diese Kunde zu, der sich darüber um so mehr erfreute, als er dadurch Gelegenheit bekam, am Rande des Grabes fast, seinen Kaiser noch zu sehen. Mit jugendlicher Eile machte er Anstalten, um nach Kelheim zu ziehen, in der Absicht, auch Emma mit sich zu nehmen, der er den guten, lieben Herrn zeigen wollte. Daß Bruno und Elmentrud ebenfalls nicht fehlen durften, versteht sich von selbst.

Der Tag war da, an dem des Kaisers Ankunft in Kelheim erwartet ward, mit ihm waren auch unsre Bewohner des Steilsteins in dem kleinen Kelheim und harrten dort der Ankunft des Herrschers

in dem Hause eines wohlhabenden Bürgers, wo ein Erker die Aussicht bot über die ganze Straße des Städtchens. Emma und des Bürgers schöne, junge Frau nahmen diesen Platz ein, während Walter an einem andern Fenster stehend mit einem benachbarten Ritter sich unterhielt über vergangene Zeiten, über die Freude, den guten Herrn noch einmal zu sehen und mit dem beschlossenen Vorhaben, bei Gelegenheit der Jagden dem Kaiser nochmal ihre Huldigung darzubringen.

Da ertönten die Trompeten und Paucken am Thore, ein Zeichen, daß sich der Kaiser nähere. Ein Menschenhaufe wogte durch die mit Eichenlaub bedeckten Straßen. Jubel erscholl zum heitern Himmel und aus den mit Blumen und grünen Bäumen verzierten Häusern sahen die Frauen und Töchter der benachbarten Ritterschaft beim Fenster heraus, eine Menge lieblich holder Gestalten, auf deren Angesicht sich die lebhafteste Freude spiegelte.

Nun begann der Zug das Thor zu passiren. Ein ungeheurer Knäul von Menschenmasse wälzte sich herein, jubelnd Freudenlieder singend, dann eröffnete eine Schaar von Lanzenknechten zu Pferd den Zug der Ritter, die in stattlichen Rüstungen auf stolzen Rossen sich tummelnd daher zogen. Ihnen folgte, in silbernen Harnisch gehüllt, auf einem edlen Rosse, ihr Herr und Kaiser, hinter ihm die Grafen seines Hofes, wo sodann wiederum ein Trupp von Lanzenknechten den Zug beschlossen, um die drängende Volksmenge zurückzuhalten. Feierlich und langsam wurde die Straße des Städtchens durch-

zogen, Jubel begrüßte den edlen Kaiser überall, Begeisterung und Liebe blickte ihm von den edlen Rittersfrauen entgegen. Freudig ob der Liebe seiner Unterthanen nickte er mit dem schön befederten Helme zum Gruße. Auch Walter hatte das Glück, von seinem Herrn begrüßt zu werden, ihm sprang das Herz voll Freude, das Zimmer ward ihm zu eng, er mußte hinaus ins Freie, denn er fürchtete zu ersticken in der lauen Luft des Zimmers.

Emma aber hörte den anwesenden Frauen zu, die über die Ritter sich unterhielten, welche mit dem Kaiser zogen, und über die guten Eigenschaften, über ihre Thaten sich ausließen, eine Unterhaltung, die für Emma bald uninteressant wurde. Sie war wie betäubt; dieses Lärmen, diese Menge Menschen, diese Pracht, diese edlen Gestalten der Ritter und besonders des Kaisers edle, majestätische Züge hatten einen seltenen Eindruck auf Emma gemacht, die nur gewohnt war im stillen heimigen Kreise einfach zu leben.

X.

Nachdem nun Walter mit seiner Tochter dem Kaiser seine persönliche Huldigung dargebracht und gütigste Aufnahme gefunden hatte, kehrte er wieder heim auf seinen Steilenstein, und war in stille Freude versunken; denn er hatte ja den wiederum gesehen, den er hier auf Erden nicht mehr zu sehen hoffte, der Kaiser hatte ihm die ritterliche Rechte gereicht, ihn mit den gütigsten Worten empfangen, mit seinem Vertrauen belohnt. Seine Unterthanen merkten gar

gut, wie ihr lieber Herr vom Kaiser geehrt worden war; denn jede Bitte war erfüllt, und Wohlthaten den Armen und Dürftigen, waren zahlreicher und häufiger, als sonst. Der gute Walter mußte seine Freude Andern mittheilen können, denn sonst sprang ihm sein wonneerfülltes Herz; er hätte eine ganze Welt umhalsen mögen.

Aber die Freude, die wonnevolle Zeit ward bald getrübt; denn als eben Walter im Kreise seiner Lieben von seinen Zügen, die er im Kriege mit dem verehrten Kaiser gemacht hatte, erzählte, da ertönte das Horn des Thurmwächters, das einen fremden Ritter ankündigte; etwas Seltenes auf Steilenstein. „Wer mag's wohl sein?" fragte Elmentrud neugierig.

„Kunz, der schwarze Bruder!" rief, zur Thüre hereinstürzend, Peter, der Knecht des Thorwarts, „Kunz, der schwarze Bruder, steht vor dem Thore, und begehrt mit dem Herrn des Schlosses zu sprechen."

Walter sprach, zwar etwas betroffen, aber fest: „Laßt ihn ein und führet ihn in den Rittersaal, dort erwart' ich ihn."

„Ihr aber, meine Lieben, begebt euch in eure Gemächer."

„Ach, Vater, geh' nicht allein zu dem Bösewicht, er könnte dir Leides zufügen."

„Nein, mein Kind, mein Schwert schütze mich davor," und sogleich harnischte Waltern ein Diener, und umgürtete ihn mit dem Schwerte. Emma aber und Elmentrud entfernten sich, denn sie wußten, Walter wollte seinen Willen erfüllt wissen.

Bruno aber schüttelte das graue Haupt und

sprach: „Das hat nichts Gutes zu bedeuten; ich will vorsichtig sein, und die Kriegsleute auf Wachen ausstellen." Er gieng fort und stellte allenthalben Wachen aus.

In einem geräumigen Saale mit hohen Bogenfenstern, deren runde Scheiben bei jedem Windstoß heftig klirrten, hieng eine lange Reihe von Ahnenbildern derer von Steilenstein. Trotzig schauten die geharnischten Ritter herunter, kalt schaute der Blick der alten steifen Damen. — Zwei ungeheuer große Kamine, mächtige Stühle von altem, geschwärztem Eichenholze und Rüstungen und Waffen, zwischen den Fenstern aufgestellt, dazu die rauchgeschwärzte Decke und der mit großen weißen Steinen belegte Boden gaben dem Saale ein ehrwürdiges Aussehen.

Walter empfing hier den Ankömmling. Kein deutscher Händedruck begrüßte den Fremden, keine Umarmung, wie es Walter gewohnt war, kein Gruß, sondern nur ein strenges:

„Was wollt Ihr, Kunz von Schwarzenstein, bringt Ihr auch an meinen Heerd Böses?"

Aber gegen Walters Erwarten entgegnete Kunz ganz gelassen:

„Frieden, Versöhnung bring' ich Euch, edler Walter. Mich reuen meine Uebelthaten, ich will anders werden; Ihr habt die Mittel zu meiner Besserung."

Verstummend staunte Walter.

„Ihr seid erstaunt", fuhr Kunz fort. „Ihr wollt mir vielleicht nicht glauben. Aber erfüllet meine Bitten, wegen welcher ich gekommen bin, und

Ihr werdet sehen, daß aus mir ein Ritter werden soll, meine Brüder und Raubgesellen entlasse ich, ich werde anders, wenn Ihr, o Walter! meine Bitten erfüllt."

„Und was verlangt Ihr von mir?" fragte Walter.

„Die kleine Bitte gehe der bedeutenden voraus. Edler Walter! Ihr steht beim Kaiser in Ansehen, er ist in der Nähe, legt ein Fürwort für mich ein, sagt, ich, der Schrecken der ganzen Gegend, will nun der Segen derselben werden, sagt, ich will mich bessern."

„Ich will's ihm melden, aber was dann?" fragte Walter.

„Der Kaiser", erwiederte Kunz, „will ein Heer abschicken, den Schwarzenstein zu erobern, um uns in Ketten fortzuführen."

„Hätt' ich Beweise von Eurer Besserung", sprach Walter, noch immer sehr zweifelnd an Kunzens Worten; denn ihn hatte der glatte Sinn seines Bruders Hans belehrt, und von seiner Kühnheit unterstützt schon zu vielmal Wort und Verträge gebrochen, und wo es zu seinem Besten war, andere bethöret und belogen.

„Beweise? ich dächte, die solltet Ihr schon haben", erwiederte Kunz; „ist die lange Stille, ist mein Besuch bei Euch nicht ein Beweis einer Besserung? Seit der Kaiser in unsre Gegend kam, verbot ich den Meinigen, die Gegend zu beunruhigen. Sein würdiger Anblick und der Anblick eines andern Wesens schmolzen mir die harte Seele um. O,

edler Walter, dort in Kelheim hat ein schöner Engel mir den Strahl des Lichts ins Herz geworfen. Meine zweite Bitte, edler Walter, ist: gebt mir Eurer Tochter Hand."

Zurückprallend schwieg Walter eine Zeit lang und fragte dann, wie aus einem Traume erwachend: „Meine Emma?"

„Ja, Eure Emma gebt mir zum Weibe, diesen Engel, der mich zu einem bessern Menschen umgewandelt hat." Und mit diesen Worten wollte Kunz Walters Rechte ergreifen. Aber Walter trat zurück und sprach: „Weg von meiner, an Eurer Rechten klebt noch das Blut von geschlachteten unschuldigen Opfern Eurer Raubsucht. Wenn Euch Besserung ernst ist, Kunz, so geht ins heilige Land und wascht Euch rein im Blute der Ungläubigen, und dann —"

„Und dann?" fragte Kunz.

„Und dann kehrt heim auf Eure Burg und lebt rechtlich, dem Glücke Eurer Untergebenen."

„Und gebt Ihr mir nicht Eure Tochter zum Weibe?" fragte Kunz.

„Thut zuerst, wie ich Euch gerathen habe", erwiederte Walter, „und wenn Ihr Beweise Eurer Besserung gegeben habt, so kommt und wir wollen dann weiteres mit einander sprechen."

„Gebt Ihr mir sie jetzt zum Weibe", erwiederte Kunz, „ich ziehe dann froher zum heiligen Lande, ich —"

„Nein", fiel Walter ihm ins Wort, „nein, das kann nicht sein; zudem, da sie noch zu jung ist, möchte ich sie nicht in solche Arme führen, die so

viele Unschuldige schimpflich gemordet haben; sühnt Euch zuerst, dann fragt nach. Dieses ist mein Wille und er bleibt fest stehen."

„Nun denn", schrie Kunz, die lästige Larve abwerfend und sich in seiner Rohheit zeigend, „nun denn, Alter, da meine Bitten nichts helfen, so müßt Ihr. Ich sage, Ihr müßt! Seht, vor den Augen Eurer verfluchten Ahnen will ich Euch hinschlachten!" Heraus flogen die Schwerter und kreuzten sich. Aber Bruno stürzte herein mit den Wachen und diese rissen den Bösewicht nieder und banden ihn, der machtlos nun knirschte und fluchte und sich auf dem Boden wälzend seine Bande zu sprengen versuchte. Zu gleicher Zeit erhob sich im Hofe ein Lärm, Bruno mit einem Kriegsknechte hielten bei dem Gefangenen Wache, Walter aber mit den Andern eilte hinab, um zu sehen, was es giebt.

Und siehe, einige Gesellen des räuberischen Kunzen hatten sich, als Landleute verkleidet, in die Burg geschlichen und boten dem Thorwächter Verschiedenes zum Verkaufe an; sodann schlugen sie den schuldlosen Mann nieder, nahmen ihm die Schlüssel und wollten die Thore den aussen verborgenen Räubern öffnen, im einverstandenen Plane mit Kunzen. Aber die von Bruno aufgestellten Wachen vereitelten den ganzen Anschlag; Kunz, der auf Hülfe von den Seinigen gerechnet hatte, ward darin getäuscht und lag jetzt gebunden auf kalten Steinen. Die verkleideten Räuber aber wurden eingesperrt und die aussen wartenden entflohen, da sie ihr Vorhaben vereitelt sahen.

Walter dankte Gott für die geschickte Errettung in solch gefährlicher Lage, und beschloß, die Gefangenen mit einem Schreiben über den Vorfall an den Kaiser abzusenden. Der Thorwächter mußte das Zeichen zur Versammlung der Reisigen auf dem Schlosse blasen und Bruno setzte sich zurecht, einen getreuen Bericht an den Kaiser abzufassen.

XI.

Jedoch wir wollen zurückkehren auf den Schwarzenstein und vernehmen, welche Folgen Kunzens Gefangennehmung und die Vereitlung des wohlausgedachten Planes verursacht haben möchte. Hans triumphirte schon über seines Bruders Sturz; er war es, der mit glattzüngiger Beredsamkeit Kunzen aufforderte, um Emma zu werben, deren Unschuld sie mit einander verderben und unter sich theilen wollten. Er war es, der mit falscher Arglist, wohl fürchtend, es möchte ein solches Vorhaben mißlingen, Kunzen zu überreden wußte, daß er hingehe auf Walters Schloß und gewaltthätig Emma mit sich nehme; denn das wußten dte Buben wohl, daß Walter zu sehr Mann, zu sehr Vater und Ritter war, als daß er die Taube den Geiern übergeben werde. Das Alles wußten sie sehr wohl, und Hansen sollten die verkleideten Krieger die Thore öffnen, auf daß er Kunzen zu Hülfe kommen konnte; allein der Plan mißlang zu Hansens größter Freude. Er glaubte nun Herr zu sein über Schwarzenstein und den verhaßten Bruder nicht mehr zu erblicken. Unge-

heure Zurüstung zu einem Ueberfalle des Steilensteins wurden von ihm gemacht, allein er zögerte noch immer.

Robert aber, schwermüthiger und tiefsinniger denn je, streifte mit einer Horde wilder Gesellen auf den Straßen herum, als er einen Haufen Reisiger in der Ferne kommen sah. Sogleich legte er sich mit den Seinigen in Hinterhalt und ihm pochte das Herz unter dem Panzer laut, voll Freude, es wieder einmal mit wehrhaften Männern zu thun zu haben. Wie stieg aber seine Wuth, als er seinen Bruder Kunz und mehrere seiner Untergebenen, Theilnehmer an jenem Plane, auf Steilenstein, gebunden in Mitte des Zuges geführet sah!

Mit lautem Geschrei stürzte er auf die arglos Daherziehenden los und es entspann sich ein heftiger Kampf. Der wüthende Robert befreite die Gefangenen und kehrte darauf zurück auf den Schwarzenstein.

Wie staunte Hans, als er seinen Bruder wieder sah, ihm seine herrschsüchtigen, ehrgeizigen Wünsche nicht in Erfüllung gegangen waren. Aber die Nothwendigkeit gebot und er mußte dem Bruder Freude über seine Befreiung heucheln. Doch Kunz schalt ihn tüchtig aus ob seiner Unvorsichtigkeit; aber der schlaue Hans wußte sich bald wieder schön zu waschen und Kunz reichte seinen beiden Brüdern und Raubgenossen die Hände und sprach:

„Ha, doppelt ist uns nun Rache Pflicht: des Vaters Tod, meine, eures Bruders, Schmach; wahrlich, dieses sind überwiegende Gründe genug, um jenen Graukopf unter den Trümmern seines Steilen-

steins zu begraben und sein tugendhaftes Täubchen zu unserm Vergnügen zu fangen."

XII.

Walter aber, dem ein Reisiger von der Befreiung der Gefangenen Nachricht gebracht hatte, versah sich nichts Gutes. Besorgt für seine liebe Tochter Emma, ließ er sie mit Elmentruden heimlich nach dem unfernen Frauenkloster bringen, das am Ende der langen Felsenwand angebaut und nur zwei bis drei Viertelstunden von Kelheim weg war. Nun erst konnte Walter ruhig sein und in aller Schnelle traf er Vorsichtsmaßregeln, um einen Angriff auf seine Feste zurückschlagen zu können. Seine Unterthanen folgten freudig dem Hilfsrufe des Wächterhornes, bewehrten sich und zogen in aller Eile der Burg zu. Walter und Bruno, der früher selbst Krieger war, stellten nun die Wachen auf und machten die Runde, um alles selbst in Augenschein zu nehmen. Sodann gingen beide wiederum in das Wohnzimmer. Beide saßen an dem wärmenden Kamine und schwiegen lange stille; denn ein jeder von ihnen fühlte, was er an Emma verloren hatte. Fromme Lieder, von ihr gesungen, erbauliche Gespräche und lehrreiche Erzählungen, zu ihrer Belehrung gesprochen, kürzten die Zeit; Emma war die Freude, die Seele eines Jeden, um so mehr fühlten sie jetzt ihre Abwesenheit; jedem schien das große Gebäude jetzt ausgestorben zu sein und nur das Klirren der Waffen, das Zurufen der Wachen erinnerte Waltern an die bevorstehende wahrscheinliche

Gefahr und die Vorsicht, seine Tochter geborgen zu haben, beruhigte ihn, den alten Krieger, und mit ritterlichem Sinne suchte er Heiterkeit zwischen ihn und Bruno zu bringen. Ein Diener mußte Wein bringen und Walter saß völlig gerüstet beim Becher, der Frohsinn und Stärke bringen sollte.

Da trat ein Knecht herein und meldete dem Schloßherrn, daß zwei arme Pilger an den Thoren stehen und um Nachtherberge bitten. Bruno, dem sogleich Argwohn aufstieg, sprach warnend: „Edler Herr, seid vorsichtig; es steckte schon oft unter dem Pilgergewande eine stählerne Wehrkleidung, unter dem Pilgerhute oft ein verrätherisches Spionenhirn. Wahret Euch, wahret Euch!“

„Nun“, erwiederte Walter, „man kann den armen Menschen wegen eines Verdachtes doch nicht zumuthen, daß sie in finsterer Nacht und auf unwegsamen Pfaden weitergehen sollten. Sie könnten von hohen Felsen in einen Abgrund oder in die Donau stürzen. Laßt sie ein; ich habe dann doch mit jemanden vom heiligen Lande zu plaudern.“

Und der Knecht gieng fort und ließ die beiden Pilger ein und führte sie zu dem Schloßherrn.

Beide Pilger beugten sich ehrerbietig vor Waltern und baten um Herberge. Walter aber sprach freundlich:

„Willkommen, gute Männer, hier auf Steilenstein; legt eure Stäbe und eure Hüte ab, setzt euch her und erzählt mir von eurer Pilgerfahrt; auch ich war im heiligen Lande, auch ich betete am heiligen Grabe.“

Und die Pilger setzten sich und genossen des Weines und der aufgetragenen Speisen; Walter aber plauderte mit den Pilgern und ward immer froher, da er fand, daß die Männer ihm über alles Bescheid geben konnten. Bruno aber betrachtete sorgfältig die Mienen und Bewegungen der Pilger. Ja, er hatte sogar Knechte vor der Thüre aufgestellt, die beim ersten Lärmen hereinstürzen sollten.

Schon nahete sich die Zeit der Mitternachtsstunde und Walter plauderte noch immer mit heiterer Geschwätzigkeit fort. Bruno bemerkte vorsichtig genug die Unruhe und Aengstlichkeit der beiden Pilger, wie sie einander bedeutende Blicke zuwarfen und immer einsylbiger wurden. Auch Walter ward nun bemerkbar, daß die Pilger vielleicht des Schlafes bedürften, um sich von den Anstrengungen des Tages zu erholen. Bruno aber, sehend, wie sich die Züge der Männer verwandelten, nicht zur Freude etwa, mit welcher man der süßen Ruhe entgegenlächelt; nein, wie sie mit heimtückischer Freude die Blicke wechselten, etwa so, wie die arge Schlange das Eichhörnchen bezaubert, indem sie dasselbe mit falscher, rachgieriger, blutdürstiger Freude als ihr Opfer anschaut; so schien Bruno es, daß die zwei Pilger mit hämischer Freude auf den arglosen Walter, als auf ihre gewisse Beute, sahen. Sie wurden sodann vom Ritter entlassen, der ihnen gesegnete Ruhe wünschte. Bruno aber eilte ihnen nach, ließ sie von den Knechten zu Boden werfen und untersuchte sie. Siehe, da fanden sich unter dem härenen Pilgergewande schwerbeharnischte Kriegsleute, wohl-

versehen mit Schwert und Dolch und der Wurfkeule. Sie trugen ferner unter dem Gewande der Heiligkeit Brennstoffe, als Harz und Pech, die Pilgerstäbe waren Lanzen, und so entdeckte sich den erschrockenen Knechten, daß eine große Gefahr ihrem Herrn bevorstehe.

Ernst befahl Bruno den Knechten, von der Sache gegen Jedermann zu schweigen; nur einen schickte er an Waltern, um ihn von der wichtigen Entdecknug in Kenntniß zu setzen und hierauf ließ er die Bösewichte wohlgebunden in die für sie bestimmte Stube bringen.

Daselbst erfuhr er und der herbeigeeilte Walter, daß sie das Schloß anzünden und den Ihrigen die Thore hätten öffnen sollen, während die drei Ritter mit einer kleinen Abtheilung nach dem kleinen Kloster bei Kelheim geeilt seien, um dort Emma zu rauben; denn ein Knecht, der aus Walters Dienste, die ihm zu hart schienen, getreten war und Kunzen zu seinem Herrn gewählt hatte, unter dem er ein lustigeres Leben zu führen hoffte, benachrichtigte denselben davon, daß Emma in das Kloster gebracht worden sei, um sie daselbst vor den Anschlägen der bösen Ritter zu wahren.

Wie vom Blitze getroffen stürmte Walter schnell durch die Gänge des Schlosses, rief alle Dienstmannen, sich im Schlosse zu versammeln, rüstete sich, und jagte dem Schwarzensteine zu; denn er wollte den Räubern den Weg zu ihrer Burg abschneiden.

Bruno's Bitten beachtete der geängstigte Vater nicht, gleich einem Jünglinge war er davon gesprengt.

Nicht weit vom Steilensteine aber stieß er auf Haufen von Fliehenden; denn die Räuber, welche vor der Burg im Hinterhalte lagen, hatten das Zeichen ihrer Mitgenossen erwartet, statt dessen aber das Geklirre der Waffen und den Zusammenruf der Trompeten gehört, und von panischem Schrecken ergriffen die Flucht genommen. Den Reisigen Walters war es ein Leichtes, die Mehrzahl gefangen zu nehmen und die Uebrigen niederzumachen; denn sie dachten, es sei löblich und ein gutes Werk, die Gegend von solchen Räubern zu befreien.

Walter aber, um nichts bekümmert, als um die Rettung seiner geliebten Tochter, sprengte auf seinem starken Streitrosse wie ein junger kräftiger Mann dahin; schnell war der Schwarzenstein erreicht, von kühnen Lanzenknechten erstiegen und besetzt.

XIII.

Von nun an mußte aber Walter mit den Seinigen auf unwegsamen Pfaden den Räubern seiner Emma entgegeneilen. Voll gerechten Zornes wogte es in seiner Brust, ängstliche Beklommenheit durchschauerte sein Inneres. Er trieb immer mehr den aufgebrachten Führer an und eben als Walter um eine Felsenecke bog, begegnete sein Auge den Räubern seiner theuren Emma, welche ohnmächtig von Kunzen getragen ward. Die Gruppe stand auf einer schmalen Felsenplatte und eben wollte Walter mit jugendlicher Kraft einen gewagten Sprung thun, um dem Geier sein liebes Täubchen aus den Klauen zu reißen, als Kunz wild Waltern zurief:

„Keinen Schritt mehr, toller Graukopf, oder sie, die du retten willst, liegt in den Fluthen der Donau.“

„Ha“, rief Hans höhnisch lachend, „wie gefällt Euch die Werbung um eine Braut für uns Dreie?“

Der Schmerz machte Waltern stumm; der böse Kunz machte Miene, Emma über die Felsen zu schleudern, wenn der Ritter noch einen Schritt vorwärts schreite. Und auf Rettung sinnend, blickte Walter nach Oben; von dort Hülfe erwartend, rief er: „Ach Gott, hilf!“

Seine Begleiter standen wie versteinert. Da erwachte, von des Vaters wohlbekannter Stimme aufgeweckt, Emma aus ihrer Ohnmacht, übersah mit einem Augenblicke die ganze Gefahr, in der sie und ihr theurer Vater schwebte. Sie sank, obwohl in den Händen des wilden Kunz, auf die Knie und mit heller Stimme, die Hände gen Himmel ausstreckend, rief sie:

„Himmelskönigin! du Hülfe der Bedrängten, reinste Jungfrau aller Jungfrauen, hilf, hilf mir schwachem Wesen; befreie mich aus der Hand dieser bösen Menschen, errette mich aus den Klauen dieser Geier, errette die, welche dir verspricht, deines göttlichen Sohnes Braut zu sein!“

Und schnell fuhr Robert Kunzen an, das heulende Weib in die Donau zu werfen und den Kampf mit jenen Männern zu suchen; aber Kunz und Hans wollten dieses nicht. Letzterer, einen bösen Plan zur Schmach Walters brütend, wollte so eben den-

selben Kunzen mittheilen, als eine pechschwarze Wolke sich über die Gegend ausdehnte, ein vielzackiger Blitzstrahl herunterschlug und ihm nach mächtiger Donner hallte. Voll heiligen Schreckens sanken Walter und seine Krieger nieder auf die Knie und hinblickend zu den drei schwarzen Rittern, erblickten sie dieselben in die Tiefe fallen, schwer vom Blitze getroffen. Emma lag aber unversehrt, nur in schwerer Ohnmacht, auf der Felsenplatte.

„Da hat Gott gerichtet!" sprach Walter, und eilte hin zur Felsenplatte, die halbtodte Tochter aufzuheben, die bald wieder in das Leben zurückkehrte.

Die übrigen Reisigen befiel aber ein heiliger Schrecken, denn sie fühlten, daß ihnen Gott nahe war. Alle fielen nochmal auf die Knie und beteten den gerechten Richter an. — Lieblich blickte sodann die aufgehende Sonne aus den zerrissenen Wolken und jubelnd zogen die Krieger mit Waltern und Emma auf den Schwarzenstein. Daselbst wurden den vielen schuldlos Gefangenen die Bande gelöst, und alles Geld und Kostbarkeiten, die sich in dem Räubernest vorfanden, unter ihnen vertheilt.

Lobpreisend Gott und den edlen Walter eilten die Befreiten ein jeder ihrer Heimath zu. Walter aber ließ die Burg an einer Ecke anzünden und zog sodann mit der geretteten Emma auf den Steilenstein.

Drei Tage und drei Nächte brannte das Raubnest, zum schrecklichen Warnungszeichen für jeden Bösen. Eine Zentnerlast fiel von den Herzen der Bewohner der benachbarten Gegend und allenthalben ward Gott gedankt für die Erlösung von so fürchterlichen Räubern.

XIV.

Emma blieb noch einige Zeit auf Steilenstein bei ihrem Vater; sodann aber zog sie, um ihr Gelübde zu erfüllen, nach dem kleinen Kloster nach Kelheim. Nicht ohne Schmerz, nicht ohne Thränen war der Abschied von Vater und Tochter; beide ließen sehr ungern von einander; denn Emma hatte ihren Vater gar zu lieb; sie hätte noch so gerne ihn im Alter pflegen mögen, aber der Gedanke an ihr Gelübde tröstete sie wieder. Auch Waltern, der bei all seiner Frömmigkeit doch den leisen Wunsch, durch seine Emma sein Geschlecht fortgepflanzt zu sehen, nicht ganz unterdrücken konnte, bedurfte des Gebetes, um nicht darüber kleinmüthig zu werden. Jedoch sah er bald vollkommen ein, welch guten Theil seine Emma erwählt hatte. Ihr noch einmal die besten Lehren, vorzüglich Gehorsam, Demuth und Liebe gegen ihre Mitschwestern ans Herz legend, entriß er sich ihren Umarmungen und kehrte zurück auf sein Schloß, wo es ihm nun so einsam schien, als läge er lebendig im Grabe.

Bruno brachte bald der Schwester Maria, denn so ward von nun an zu Ehren ihrer Retterin, der göttlichen Jungfrau, Emma genannt, die Kunde von dem seligen Ableben ihres Vaters und zugleich den letzten väterlichen Segen.

Fleißig betete Emma für den lieben Vater, erwarb sich die Liebe ihrer Mitschwestern sowohl, als ihrer Oberin und starb fromm und geehrt von allen in einem hohen Alter, als Oberin des Klosters.

XV.

Drei runde, große schwarze Steine aber in der Donau werden dem Wanderer gezeigt; in sie waren die drei Räuber bei ihrem Sturze in die Donau durch Gottes Hand verwandelt worden, und Grauen erfüllt den Betrachtenden, wenn er sieht, daß selbst das Wasser das Höllengestein, die drei schwarzen Brüder, ängstlich sich wegdrängend, meidet.

Druckfehler-Verzeichniß.

Seite 15	Zeile 3 v. o.	statt: Gewölbe — Gewölle.
„ 42	„ 12 v. o.	statt: fest — fast.
„ 43	„ 7 v. u.	statt: in einem großen zierlich — in einem zierlich.
„ 53	„ 9 v. u.	statt: nur — nun.
„ 58	„ 4 v. u.	statt: der — den.
„ 63	„ 6 v. o.	statt: Bater — Vater.
„ 64	„ 7 v. u.	statt: Freunde — Fremde.
„ 65	„ 8 v. o.	statt: gegen alle — gegen welches alle.
„ 70	„ 13 v. o.	statt: um — am.
„ 77	„ 18 v. o.	statt: Boßheit — Bosheit.
„ 77	„ 22 v. o.	statt: Erziheung — Erziehung.
„ 79	„ 1 v. u.	statt: Vergen — Bergen.
„ 83	„ 14 v. o.	statt: gräuliches — grämliches.
„ 83	„ 1 v. u.	statt: Wohnung — Warnung.
„ 84	„ 1 v. u.	statt: gütmüthig — gutmüthig.
„ 85	„ 16 v. o.	statt: hinum — hin, und.
„ 86	„ 13 v. u.	statt: nur — nun.
„ 91	„ 19 v. o.	statt: ihnen — sie.
„ 92	„ 8 v. o.	statt: die Schriftzeichen — Schriftzeichen.
„ 94	„ 9 v. u.	statt: Armuth Dürftigkeit — Armuth und Dürftigkeit.
„ 98	„ 14 v. o.	statt: wälzen — hinwälzen.
„ 105	„ 3 v. o.	statt: einigen — einengen.
„ 106	„ 8 v. u.	statt: murden — wurden.
„ 108	„ 12 v. o.	statt: gliech — glich.
„ 118	„ 6 v. o.	statt: als Philibert — als er Philibert.
„ 141	„ 7 v. u.	statt: Ange — Auge.
„ 143	„ 8 v. u.	statt: ihrer — seiner.

de la H

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bauer, F. A.

Maienglöcklein der christlichen Jugend gepflückt ; mit 1 Stahlst

Augsburg 1843

Paed.pr. 267
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759142-7